Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 13. März 1932.

Logik des Sparens.

Von Serena Flohr.

„Mausi", begann Klemens während des Frühstücks, „Mausi, ich möchte etwas mit dir besprechen."

Hilde hob witternd den Kopf. Wenn Klemens „Mausi" sagte, wußte man nie ob nun ein Zärtlichkeitsausbruch oder etwas Unangenehmes folgen würde. Aber da es sich um eine Besprechung handelte, würde wohl das letztere der Fall sein.

„Was denn?" fragte sie deshalb so sanft als möglich. Klemens nahm einen Schluck Kaffee und gab sich einen Ruck.

„Die Zeiten sind schlecht und werden, fürchte ich, noch schlechter werden. Mausi, es wird notwendig sein, daß auch wir ans Sparen denken.

Hilde schien gar nicht sonderlich überrascht zu sein, sie nickte sogar ganz freundlich und teilnehmend.

„Aber ja, Klemens, alle Leute müssen jetzt sparen, da werden wir natürlich keine Ausnahme bilden können."

Eine Last fiel von ihm, das hatte er nicht erwartet, dieses rasche Einsehen und Begreifen.

„Also, wo fangen wir an?" fragte er aufatmend und fast fröhlich, als freue er sich schon auf diese Neuerung im täglichen Leben. Hilde überlegte.

„Ich denke, beim Essen wird manches zu ersparen sein", meinte sie nach einer Weile, und da sie, um schlank zu bleiben, des morgens nur eine kleine Tasse Kaffee trank und ein paar geröstete Brötchen aß, schlug sie vor, die Frühstücksbutter zu streichen. Sie sagte es just in dem Augenblick, als Klemens ein knuspriges Weißbrot entzweigeschnitten und jede Hälfte dick mit Butter bestrichen hatte, und sie sagte es überaus mild. „Und dann", fuhr sie ebenso mild, aber doch bezwingend fort, „müssen von nun an öfter die Speisen gekocht werden, die du zwar nicht liebst, die aber dafür billiger sind." Dabei dachte sie an Gemüse, mit wenig Fett zubereitet, an Salate und Rohkost, lauter Dinge, für die sie ihrer Gestalt wegen schwärmte. Klemens bevorzugte dicke Suppen, fettes Fleisch und gute ausgiebige Wiener Mehlspeisen, und ob dieses verschiedenen Geschmackes gab es mitunter kleine Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden. Die würden nun wegfallen, Hilde konnte die Mahlzeiten nach ihrem eigensten Belieben zusammenstellen und hatte obendrein jederzeit eine gute Waffe als Verteidigungsmittel bei der Hand.

Klemens heitere Stimmung wandelte sich in leichte Melancholie. Wahrscheinlich also war das heute das letzte Butterbrot zum Frühstück. Was würde mittags auf den Tisch kommen?

„Du hast ganz recht, Mausi, (er sagte noch immer „Mausi"), und ich freue mich, daß du so verständig und willig auf meinen Vorschlag eingehst", lobte er, doch der Ton, in dem er dies sagte, klang einigermaßen umflort. „Es werden aber wohl auch andere Einschränkungen nötig sein, denn, siehst du, allzuviel darf man sich bei der Ernährung nicht versagen, es könnte sonst auf Kosten der Gesundheit gehen und — — —"

„Schon gut!" fiel ihm Hilde leicht ungeduldig ins Wort, „doch dann mußt eben auch du Vorschläge machen, wie du siehst, bin ich ja zu allem bereit."

Daraufhin faßte Klemens neuen Mut und meinte, daß man doch auch in der Bekleidung irgendwie sparen könne.

„Aber freilich!" stimmte Hilde sogleich zu. „Du brauchst bis auf weiteres, wenn ich es recht überlege, so gut wie gar nichts. Den Überzieher hast du ja erst im Herbst des vergangenen Jahres machen lassen, der Sakkoanzug sieht noch wie neu aus und der helle Sportanzug braucht nur chemisch gereinigt zu werden, um wieder tadellos zu sein. Du hast zwei Paar gute Schuhe und noch reichlich genug Wäsche. Dein Hut ist allerdings unmodern und ziemlich aus der Form geraten, man kann ihn aber aufbügeln lassen, und schließlich ist der Hut bei Herren nicht so wichtig. Auch ist es viel gesünder, im Sommer unbedeckten Kopfes auszugehen und fürs Regenwetter genügt dein Hut noch lange. Du hast recht, man muß ein bißchen nachdenken, dann weiß man gleich wo man ohne Mühe sparen kann."

„Ja, aber — — —," begann Klemens, indem er sich die Morgenzigarre anzündete, doch Hilde, immer mehr in Eifer geratend, unterbrach ihn wiederum.

„Oh, das Rauchen kannst du ja auch einschränken. Noch besser wäre es freilich, es ganz aufzugeben. Du würdest dabei nicht nur eine Menge Geldes ersparen, es wäre auch von unschätzbarem Vorteil für deine Gesundheit."

„Hm!" machte Klemens und betrachtete wehmütigen Blickes die dicke Zigarre. Doch ehe er noch seine Stellungnahme äußern konnte, hatte Hilde schon einen neuen Einfall.

„Vielleicht könntest du auch aus dem einen oder anderen Klub austreten. Die Beiträge sind doch ziemlich hoch und was hast du schon davon? Die Zusammenkünfte nehmen dir eine Menge Zeit weg, bei dem langen Sitzen wird viel getrunken, du kommst nachts spät heim, schläfst zu wenig, und man sagt doch, verkürzter Schlaf verkürze das Leben."

Sie schaute triumphierend zu ihm hinüber. Klemens erhob sich schweigend, gottlob, es war Zeit, ins Büro zu gehen. Was für Sparmaßnahmen würde er sonst noch zu hören bekommen! Daß seine Frau diese Sache so radikal anpacken würde, hätte er nicht für möglich gehalten.

Mittags gab es eine dünne Suppe, dann gekochten Kohl mit wenig brauner Butter und Salzkartoffeln und statt eines guten Apfelkuchens kamen nur zwei Äpfel auf den Tisch. Hilde schälte und zerlegte auch Klemens' Äpfel, er brauchte nur seine vier Stückchen eines nach dem anderen in den Mund zu schieben, es war höchst einfach und rasch getan.

„Treffe ich es nicht famos?" fragte Hilde stolz. „Das war ein billiges und dabei sehr gesundes Essen. Ich denke, auf diese Weise kann ich dir wirklich tüchtig sparen helfen."

Trällernd räumte sie den Tisch ab, während Klemens sich mit der Zeitung und einer bedrückten Miene in sein Zimmer zurückzog. Er bewunderte Hildens Energie, mit der sie seine Anregung sofort in die Tat umgesetzt hatte, er war ihr dankbar dafür und schämte sich ein bißchen, weil er nicht ihre Anpassungsfähigkeit aufzubringen vermochte, jetzt dasaß und Sehnsucht nach dem gewohnten und nun wohl für lange verlorenen guten Essen hatte.

Er sehnte sich aber in der Folge noch nach manchen anderen Dingen zurück, die Hilde mit unerschütterlicher Ausdauer zum Teil einschränkte, zum Teil gänzlich abschaffte. Das Leben wurde für Klemens immer spartanischer, doch zu seiner Ehre muß gesagt sein, daß er sich nach und nach den Veränderungen gewachsen zeigte und sich in alles fügte, wollte er doch nicht hinter Hilde zurückstehen. Er aß ohne Widerspruch dünne Suppen, viel Grünzeug und Obst, wenig mageres Fleisch, selten einmal eine einfache Süßspeise. Er trank fast nur noch Wasser, hatte das Rauchen aufgegeben und war wirklich aus seinen Klubs, bis auf einen einzigen, ausgetreten. Er ging nicht, wie er es sonst beim Wechsel der Jahreszeiten getan hatte, zu seinem Schneider, um die neuen Modestoffe anzusehen, vor Schaufenstern mit wundervollen Krawatten blieb er nie mehr stehen und um Hutläden machte er einen Bogen. Nur keine Versuchung! Dagegen liebte er es, mitunter zu berechnen, wieviel durch diese geänderte Lebensweise erspart würde. Ab und zu freilich, in einsamen Stunden, fragte er sich heimlich, ob es einen Sinn habe, sich soviel zu versagen, nur um irgendwo ein paar Banknoten mehr liegen zu haben, ob denn wirklich dieses Sparen nun Zweck seines Lebens geworden sein könne. Sprach er aber dann mit Hilde, so spornte ihn ihr Zureden, auf dem nunmehr eingeschlagenen Weg zu verbleiben, immer wieder zu weiteren Einschränkungen an.

Doch als die Veilchen blühten, als die Weiden ihre silbernen Kätzchen zeigten, als Sträuche und Bäume dicke Knospen bekamen und die Vögel wieder zu singen begannen, — kurz, als der Frühling ins Land gezogen war mit Licht und Sonne und blauem Himmel, wie es sich gehört, da — an einem solchen herrlichen Tag, als Klemens nach einem Rohkostmittagsmahl (einmal wöchentlich) vom Tische aufstand und nach der Zeitung langen wollte, nahm Hilde ihn bei der Hand und führte ihn in ihr Zimmer und siehe da, — was erblickten seine übergehenden Augen?! Das reizende Übergangskleid, den flotten Frühjahrsmantel, das elegante Komplet für die ersten Sonnentage, dann die jeweils dazu passenden Seidenstrümpfe und die hochstöckeligen Schühchen. Wunderbare Träume und Gedichte von Hütchen setzte Hilde ganz schief auf ihre Locken, ließ verzückt bunte glänzende Ketten, die ihren zarten Hals schmücken sollten, durch die Finger gleiten und schaute mit strahlenden Augen um sich.

„Mau — si —!" würgte Klemens mühsam hervor und fand in seinem Schrecken vorerst keine weiteren Worte. Hilde aber wußte wiederum nicht, ob diesem „Mausi" ein Zärtlichkeitsausbruch oder etwas anderes folgen würde.

„Reizende Sachen, nicht wahr?" zwitscherte sie deshalb rasch, um ihm für alle Fälle keine Zeit zur Sammlung und Überlegung zu lassen. „Nur das Notwendigste freilich, aber alles schön, gut und ganz modern und die Hauptsache, alles steht mir fabelhaft. Wie gut doch, daß ich so gespart habe, was für eine Ausgabe wäre das alles sonst für dich gewesen! Nein, ich hättee es wirklich nicht von dir verlangen können. Aber so wird es dich kaum belasten, nicht wahr?"

Sie drückte ihm einige Rechnungen in die Hand, schlang ihre Arme um seinen Hals und blickte ihm lächelnd in die Augen. Klemens aber stand und starrte über sie hinweg auf die schönen bunten Kostbarkeiten und wußte mit einemmal sehr genau und greifbar deutlich, was Sinn und Endzweck seines Sparens gewesen war.

Die Welt der Frau.

Leuchtende Frauen.

Es gibt Frauen, deren Leben so licht und klar ist, daß ihr Sein und ihr Wirken stets wie eine leise Freude empfunden wird von jedem der ihnen begegnet. Sie leuchten aus dem gleichgültigen Alltag heraus. Sie bringen Trost und Wärme, Verständnis und Güte, Liebe und Lächeln, es ist, als habe die Natur sie besonders begnadet.

Das Leuchten dieser Frauen geht nicht verloren, wenn sie die Augen zum ewigen Schlummer schließen, es strahlt weiter durch das Dasein derer, die mit ihnen und neben ihnen einhergingen, es lebt weiter in den Überlieferungen der Familie, es wirkt als nachahmenswertes Beispiel fort und fort in Kindern und Enkeln.

Einzelne von diesen leuchtenden Frauen leben in Sage und Geschichte der Völker fort, ein Hauch ihres seelischen Zaubers wird noch nach Jahrzehnten, nach Jahrhunderten gespürt, und beglückt immer aufs neue Geschlecht um Geschlecht.

Wir lesen von Ruth — der Ährenleserin, von Rahel, dieser wundervollen Frau, um die ein Jakob sieben Jahre und abermals sieben Jahre diente, — wir wissen von der heiligen Elisabeth, der mildtätigen gütigen Gemahlin des Landgrafen von Hessen, von der Jungfrau von Orleans, deren glühende Opferbereitschaft noch heute jedem französischen Soldaten ein Heldenbeispiel der Tapferkeit bedeutet, von der Königin Luise, dieser bescheidenen stolzen Frau, wir lesen Annette von Droste-Hülshoffs unsterbliche Gedichte, die den Reiz ihres Wesens ausströmen.

Die Philosophinnen und Dichterinnen des Nordens Ellen Key und Selma Lagerlöf, die Österreicherin Marie von Ebner-Eschenbach, Anny Besant, die Führerin der englisch-indischen Theosophenbewegung, sind Frauen der letzten Jahrzehnte, deren tief verinnerlichte Wesensart noch Generationen gegenwärtig bleiben wird.

Es ist nicht nur ihr Werk, nicht nur ihre Tat, was uns lebendig bleiben wird — es ist die Güte des Herzens, der standhafte Lebensmut und der Glaube an die Kraft des Geistes, die bahnbrechend auf ihrem Lebensweg für sie und andere wirkten, und die nicht zum geringsten Teil den Zauber ihrer Persönlichkeit ausmachten.

Aber nicht nur gelehrte und hochstehende Damen sind „leuchtende" Frauen, auch der ganz einfache weibliche Mensch, die Frau aus dem Volke kann Glück auf ihre Nebenmenschen ausstrahlen! — — Annchen von Tharau lebt in unseren deutschen Volksliedern fort und fort, und wir singen auch dich in die Unsterblichkeit hinein: Lindenwirtin, du junge! — Du Annchen von Godesberg, das nicht nur gut Bier und gut Wein bereit hielt, sondern auch ein helles Wort und ein fröhlich Herz für alle, die ihr Haus aufsuchten.

Sie braucht nicht schön zu sein, diese leuchtende Frau! nicht reich! nicht elegant, nicht geistreich! Aber aus ihrem Gesicht strahlt Güte, Menschenliebe und tapfere Lebensbejahung. Ihr Lächeln weiß von Leid und Not, doch es ist voll getroster Hoffnung: — wir machen unser Herzeleid nur größer durch die Traurigkeit! — und so erhält sie ihr Herz tapfer und ihre Augen hell und klar.

Lebt so eine gütige schlichte Frau neben uns, so wird alles leichter und erträglicher. Ihr liebevoller Zuspruch richtet den gesunkenen Mut wieder auf, ihre freundliche Teilnahme klärt Verwirrung durch Ruhe und tapferes rasches Zugreifen, und ihre stille Fröhlichkeit ist unzerstörbar, allem Alltagshader zum Trotz. Sie hat Geduld mit den Wunderlichkeiten der Alten, Verständnis für die Nöte und Fährnisse der Jugend, sie tröstet und belehrt, sie hilft und berät. Ohne großen Aufwand an Worten weiß sie was jedem zukommt, sie hat Treue und Opfermut für alle die, deren Glück ihr unterstellt ist, die Zufriedenheit der Andern ist ihr die Hauptsache — — sie denkt nie an sich — —. Aber alle denken an sie, denn sie ist die Zuflucht in Sorge und Bedrängnis. Sie ist das Leuchten im Dunkel ringsum — weil sie die Liebe im Herzen trägt! — —

Clara von Webelstaedt.

Kramen . . .

Von Frieda Vallentin.

Seien wir doch ehrlich: wir Frauen alle, die tiefgründigen und die oberflächlichen, die intellektuellen, die nur sportlichen und die nur hausfraulichen, in uns allen fließt doch ein Tröpfchen Sentimentalität, auch wenn wir — sachlich, kühl, modern — uns dagegen auflehnen; wenn wir uns selbst ironisieren.

Wir wollen nicht nachdenken, wir wollen uns von der Stunde tragen lassen, wollen abgelenkt werden von der Besinnung auf uns selbst. So wollen wir uns auch nicht von der Erinnerung einfangen lassen — möchten sie fortwischen, denn mit der Erinnerung ist auch immer ein klein wenig Sentimentalität verbunden.

Natürlich werden wir nicht mehr rosabebänderte Briefe aufheben — dazu sind wir zu klug und juridisch zu erfahren. Von Bildern lassen wir nur Schnellgeknipstes gelten, — von getrockneten Blumen oder sonstigen Erinnerungsraritäten ganz zu schweigen . . .

Wir heutigen Frauen haben keine Zeit, vielleicht auch keinen Mut rückwärts zu blicken. Wir wollen gar nicht am Vergangenen hängen.

Was wir aber wohl als Überlieferung übernommen haben, daß ist: Kramen. Kramen, das ist tändeln mit mehr oder weniger des Sammelns werter Überbleibseln. Kramen, das ist ein freundliches, nachdenkliches Herumspüren in Fächern und Schubladen, in Kisten und Kasten.

Ein Regentag draußen, eine Stunde unbestimmten Beschäftigtseins, ein Appell an den vernachlässigten Ordnungssinn: „Nein, wie das hier wieder aussieht!" Schon sind wir beim Kramen, bei dem Suchen, um eigentlich nichts zu suchen und doch etwas zu finden. Was uns dabei unter die Hände gerät, das ist ein Stückchen Erinnerung, ein Stückchen gelebtes Leben, ein Stückchen Sentimentalität. Sachen, mit denen wir täglich achtlos in Berührung kommen beginnen plötzlich zu uns sprechen: „Weißt du noch?" Ein Buch, eine Zeitschrift, ein Brief unachtsam in eine Schublade geworfen — und wir beginnen zu lesen. Es umfängt uns, packt uns, hält uns fest. Wir vergessen den Anlaß, der uns dazu trieb an eben dieses Fach zu rühren und wir rühren damit an die Vergangenheit. Wie ein Reigen erstehen die Erinnerungen. Hier dies Stückchen Stoff — entzückend war das Kleid, entzückend das Erlebte in ihm. Hier ein Stückchen Band, das einst einen feinen Schokoladenkasten umschloß und uns zu schade dünkte, fortgeworfen zu werden. Und da ersteht wie im Nebel die Zeit — die Stunde wird wach, wo dieses Geschenk ins Haus geflattert kam. Ein Lächeln, vielleicht auch ein Seufzer — wir ringeln das Band fein sauber um den Finger, wir glätten das Stoffstückchen zögernd, gedankenvoll und legen es froh oder mißgelaunt zu dem Übrigen.

Kramen — glückliche Stunde der Besinnlichkeit. Kramen — daraus uns eine Feierstunde erstehen kann. Es liegt ein eigener Reiz, ein wenig köstliche Melancholie in dieser Beschäftigung. Nur selten entschließen wir Frauen uns dazu, zu dieser Beschäftigung, die uns allen doch wohltut. Kramen — nutzlos vertändelte Zeit? Aber nein, wir müssen doch einmal in unseren Schubladen aufräumen — auch in unseren Erinnerungen.

Die Frau als Neugestalterin des Gesellschaftslebens.

Nach den Lehrplänen der höheren Schulen Preußens gelten für die Mädchenschulen „grundsätzlich die Lehrziele und Lehraufgaben der entsprechenden Knabenschulen." Die weibliche Intelligenz wird also damit der männlichen gleichgestellt. Dies gilt aber nur für die geistige Ausbildung; in der körperlichen Erziehung soll wohl ein Unterschied gemacht werden, und zwar wird ausdrücklich eine Sucht nach

Für den Nachmittag.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt."



Links: Kleid aus ganz leichtem gelbem Wollstoff, verarbeitet mit gelb-braun gemustertem Seidenstoff, Ärmel sehr weit, eventuell plissiert.

Rechts: Blauer Mantel mit Pelerine, Metallknöpfe.

Reichtum zu zeigen, sondern er bedeutet für uns die Ergänzung unserer äußeren Erscheinung, der Punkt auf dem i der Kleidermode.

Seit jeher — und das ist heute auch nicht anders — bestand ein enges persönliches Verhältnis zwischen kostbarem Schmuck und seiner Trägerin oder seinem Träger. Meist haften daran Erinnerungen an Vorfahren, an Verstorbene oder an bestimmte Episoden des eigenen Lebens, die von einschneidender Bedeutung waren. Darüber hinaus aber wirkt auf sensible Naturen das Eigenleben, daß die melancholische Perle, der temperamentvolle Brillant zu führen scheint, auf besondere Weise und erhöht die Anhänglichkeit an das Schmuckstück. Das hindert nicht, daß viele einem alten ererbten Schmuck, von dem sie sich nur unter Überwindung allergrößter Hemmungen trennen würden, eine moderne Fassung in Gold oder Platin geben lassen, weil sie die Aufgabe des Schmuckes, modische Ergänzung zu sein, erkannt haben. An der Art, wie eine Frau ihr Kollier, ein Mann seinen Siegelring trägt, läßt sich viel von der Kultur des Menschen erkennen. Ja, man möchte beinahe sagen, ein Mensch hat umso mehr Geschmack, je unauffälliger sein Schmuckstück von ihm getragen wird. Die Kostbarkeit des Stücks soll ja nicht im Vordergrund stehen, sondern die ganze Erscheinung, die festliche Kleidung, soll zusammen mit dem Schmuck ihre Wirkung tun. Das gilt auch für den Alltag. Mit feinem Verständnis hat sich unsere heutige Goldschmiedekunst diesem Geschmackswandel angepaßt, und nicht nur dem Geschmackswandel, sondern auch der verringerten finanziellen Leistungsfähigkeit des Käufers. Schon für verhältnismäßig wenig Geld sind heute echte Stücke zu haben. Wer sie nicht erwerben kann, hat die Auswahl unter den vielen Arten von Halbedelsteinen, deren Farbe und Fassung bis ins kleinste dem Zweck angepaßt werden können, dem sie zu dienen haben. Wer bei festlichen Gelegenheiten gerne seinen echten Schmuck anlegt, benutzt vielleicht zum alltäglichen Gebrauch zur Ergänzung des Alltagsanzugs Phantasiesteine, für die das gleiche gilt wie für den Halbedelstein. Während früher die Frau vielleicht nur bei ganz großen Tagen die ererbte Brosche und den Ring anlegte, braucht sie heute auch im Alltag nicht mehr auf den ihr liebgewordenen Schmuck zu verzichten. Wenn er nicht kostbar ist, dann ist er eben schön — aber Fingerspitzengefühl ist alles. Nicht auffallen muß es hier heißen, auch beim Schmuck ist Diskretion Ehrensache. Genau so wie bei der Kleidermode sollte man darauf sehen, den Schmuck den körperlichen Gegebenheiten anzupassen. Frauen mit kurzem Hals sollten keine runden Ketten tragen, weil sie die Kürze des Halses noch mehr betonen. Männer mit starken und gedrungenen Händen müssen Obacht geben, daß ihnen der Stein nicht zu groß gerät. Eine Krawattennadel, die aus einer Perle besteht, sieht besser aus, als ein Vereinsabzeichen oder ähnliches, die silberne und goldene Zigarettendose darf nicht zu dick sein, damit sie den Rock nicht zu sehr ausbeult — wenige Beispiele von Hunderten, beliebig zu ergänzen, die nur zeigen sollen, auf was es ankommt.



Die richtige Farbe — die richtige Stelle.

Zu einem schwarzen Mantel eine Kette aus schwarzen und weißen Phantasiesteinen zu tragen, ist geschmackvoll. Wenn der Hals lang ist, darf die Ketten rund sein. Photo: Hya, Berlin.

Höchstleistungen abgelehnt, die dem weiblichen Geschlecht nicht gemäß ist; beim Mädchenturnen müsse das Mädchenhafte bewahrt werden. Da wir wissen, daß Leib und Seele eine Einheit bilden, so erscheint der Unterschied, der hier gemacht wird, höchst merkwürdig. Der Leipziger Philosoph und Pädagoge, Professor Dr. Ernst Bergmann, der soeben in seinem Werk „Erkenntnisgeist und Muttergeist" zum ersten Mal eine „Soziologie der Geschlechter" bietet, sieht darin „eine der seltsamsten und strafwürdigsten Fehlhandlungen unserer wagemutigen, aber irrtumsreichen Gegenwart." Er ist der Ansicht, daß die sogenannte Frauenemanzipation, die die soziale Gleichberechtigung mit dem Manne fordert, eine seit Jahrtausenden bestehende Kulturlage verschiebt und eine große Gefahr heraufbeschwört, wenn sie die von der Natur gegebenen und gewollten Unterschiede der Geschlechter verwischt. Wie sich schon aus den Beobachtungen im Tierreich erkennen läßt, ist dem männlichen Geschlecht der Such- und Erkenntnistrieb eigen, der zur Ausbildung des Verstandes, zu kühnem Wagemut, zur Wanderlust und Unrast trieb. Diesem Erkenntnisgeist des männlichen Wesens steht der Muttergeist des weiblichen gegenüber, der die Arterhaltung, die ruhige Ausbildung des Gewordenen voranstellt. Aus einem tieferen Verstehen dieser urewigen Geschlechtsunterschiede lassen sich nun nach Bergmann außerordentlich wichtige Schlüsse ziehen. Wie er in einem Aufsatz der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" betont, bildet die Frau das eigentlich soziale Geschlecht, da die Keimzelle des Staates und der Gesellschaft überall in der Natur der Mutter und der Mutterfamilie begründet ist. Nachdem die Männer, die durch Jahrtausende Staaten gegründet und das gesellschaftliche Leben hauptsächlich bestimmt haben, nunmehr sich als so schlechte Erhalter der sozialen Bildungen erweisen, sollte man der Frau auf diesem Gebiet mehr Einfluß einräumen. Aus mancherlei Naturtatsachen kann man nachweisen, daß das männliche Geschlechtstier das unsozialste Wesen der Schöpfung ist, während die soziale Leistung überall im Tierreich von den Weibchen vollbracht wird. Der Staat, den der Mann geschaffen hat, war stets nur ein Notbau, den er zum Schutz gegen seinen eignen unsozialen Instinkte aufrichtete, und diese Gesellschaftsordnung, die eine Schöpfung des Mannes ist, ist jetzt in voller Auflösung begriffen. „Aus diesen Erwägungen heraus," schließt der Verfasser, „eröffnet sich auf sozialem Gebiet der weiblichen Erziehung ein weites Feld. Hierzu sind Algebra und Trigonometrie sowie alte Sprachen, die den Erkenntnisgeist schärfen, nicht vonnöten, überhaupt keine rein wissenschaftliche Bildung. Vonnöten ist dagegen eine soziale und biologische Schulung des Frauengeistes sowie eine ethische Bildung der Frauenseele im Hinblick auf die Naturbestimmung des Weibes, das Muttertum; nicht damit sie wieder eine gebärende Magd des Hauswesens werde, wie sie es früher war, lediglich dazu geschaffen, dem männlichen Geschlecht zu dienen; sondern damit sie in voller sozialer Gleichberechtigung und Gleichstellung dem Volk und der Art diene." Die Frau erscheint also danach zur Neugestaltung der Gesellschaft in erster Linie berufen, und zwar gerade aus ihrem mütterlichen Wesen heraus.

Geschmack und Schmuck.

Ab und zu hört man Stimmen von radikalen Modereformern, die erklären, die Mode müsse schmucklos sein. Ihnen wäre es am liebsten, wenn die Menschen in graue Sackleinwand gehüllt, ihre Tage verbrächten. Eine Zeitlang schien ihnen die Mode auch tatsächlich recht geben zu wollen — dieser Zustand ist aber heute längst überwunden, weil man nicht aus einer Sonderlingseinstellung heraus Gesetze diktieren kann, die der Natur widersprechen. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß das Fegefeuer, durch das die Mode geschritten ist, eine geschmackliche Läuterung herbeigeführt hat, insofern, als Auswüchse und Geschmacklosigkeiten der Vorkriegszeit verschwunden sind und einer gänzlich neuen Einstellung modischen Dingen gegenüber Platz gemacht hat.

Das Verhältnis des Menschen, und vor allen Dingen der Frau, dem Schmuck und dem schmückenden Beiwerk gegenüber, ist eigenartig genug. Epochen unvernünftigster Verschwendung folgten Jahrzehnte des Sichbescheidens, die mit ästhetischen Maßstäben gemessen, uns heute wesentlich mehr ansprechen als jene Zeiten, da die Frauen unter der Diktatur der Mode weder gehen, sitzen noch liegen konnten. Auch für uns heute ist Schmuck keineswegs mehr das Mittel, unseren

Der Jugendfreund.

Der Diamant des Inka

In der fünften Woche nach ihrem Aufbruch aus Lima kam die Expedition endlich, abgehetzt und ihrer Auflösung nahe, in Hoitla an. Professor Ewald Gunther, ihr Leiter, ein bedeutender Kenner der alten Inka-Kultur, hatte diesmal keine Rücksicht auf Mensch und Tier nehmen können, denn das Leben eines greisen Nachkommen der Inka stand auf dem Spiel. Der Alte sollte im Besitz eines riesigen Diamanten sein, aber auch, was noch viel wichtiger war, eine Fülle von Überlieferungen aus großer Inkazeit zu erzählen wissen. Nun aber hatte Professor Gunther das Pech, daß sich zwei seiner Begleiter, ein bolivianischer Mischling und ein Portugiese, heimlich entfernt hatten. Es stand außer Zweifel, daß sie sich noch vor Eintreffen der Expedition in den Besitz des riesenhaften Diamanten setzen wollten.

Schon bei der Ankunft in Hoitla zeigte es sich, daß des Professors schlimmste Befürchtungen berechtigt gewesen



waren. Die Bewohner kamen ihnen ausgesprochen feindselig entgegen, und erst nach langem Hin und Her bekam der Dolmetscher die Ursache aus ihnen heraus. Zwei Nächte vorher waren fremde Reiter aufgetaucht, die nach der Hütte Quetzatekls gefragt hatten. Dann plötzlich hatte der Alte geschrien, und als einige der Männer sich an seine klägliche Behausung herangeschlichen hatten, waren die Fremden verschwunden gewesen und mit ihnen der Nachkomme der Inkas.

Ewald Gunther mußte sofort die Spur des Entführten aufnehmen. Einige der Indianer waren bereit, ihn als Fährtensucher zu begleiten. Im Handumdrehen schafften sie ihre Lanzen und Bogen, frische Reittiere und Proviant herbei, und ohne Säumen verließ der kleine Trupp Hoitla und galoppierte in den Urwald hinaus.

Die Verfolgung gestaltete sich leichter, als der Professor gefürchtet hatte. Überall am Wege hatte der Gefangene, wohl in der Hoffnung auf nachkommende Befreier, es verstanden, Spuren zu hinterlassen. Hier eingedrückte Zweige, dort eine Schramme in der Rinde eines Baumes oder im weichen Waldboden.

Die Späher brauchten nicht einmal von den Tieren zu steigen.

Endlich hörte das Buschwerk völlig auf, und sie hielten am Ausgang eines zerklüfteten Bergterrains.

Hier machten die Indianer wieder Halt, stiegen ab und begannen aufmerksam den Boden zu untersuchen. Nach etwa 10 Minuten rief einer der Verstreuten die übrigen zu sich und deutete zur Erde. Dort waren kleine runde Kiesel in Form eines Dreieds gelegt, dessen eine Spitze in die Richtung zeigte, aus der sie kamen. An den beiden andern Spitzen lag je ein länglicher Stein.

Die Wilden grunzten befriedigt und erklärten dem Dolmetscher die Bedeutung des Zeichens. Der Gefangene wußte, daß seine Befreier inzwischen das Ziel des Rittes durchschaut haben mußten. Er zeigte ihnen nun an, daß er seinen Entführern den einen, natürlich längeren Weg zeigte, und gab ihnen selbst den Rat, den anderen kürzeren zu benutzen, um ihnen so womöglich zuvorzukommen.

Nun gab es kein Zögern mehr. Mit Windeseile sprengte die kleine Schar in die Schlucht hinein, und da es durch den klugen Schachzug des alten Inka unnötig geworden war, verräterische Geräusche zu vermeiden, ging es mit Donnergepolter auf dem bekannten Pfad dahin, der Höhle der Ahnen entgegen.

Endlich hielten die Führer und stiegen von den Tieren, die jetzt unter der Bewachung eines jungen Burschen zurückgelassen wurden. Zu Fuß ging es in eine Seitenschlucht. Der Professor mit der schußbereiten Büchse als zweiter in der Reihe.

Schon von weitem sahen sie auf einem kleinen Plateau eine reglose Gestalt liegen, deren bunte Decke einen grellen Farbenfleck in dem öden Grau der Umgebung bildete. Als sie herankamen, erkannten sie den Inka. Er lag allein, die zu Zöpfen geflochtenen, schneeweißen Haare hingen in das bleiche Gesicht, die Augen waren geschlossen. Eine unterlaufene Beule am Hinterkopf verriet, daß er durch einen Kolbenhieb niedergestreckt war.

Während die Indianer sich mühten, ihn durch Reiben und Besprengen mit Wasser ins Leben zurückzurufen, litt der Professor Qualen der Ungewißheit. Waren die beiden Strolche auf der Spur des Geheimnisses, waren sie unterwegs, den Schatz der Höhle zu heben?

Doch seltsam, auch als der Alte die Augen aufgeschlagen und mit seinen Gefährten gesprochen hatte, dachten diese nicht ans Weiterreiten. Vielmehr hockten sie sich untätig in einen Kreis und schienen zu warten. Und ehe der gespannte Gunther sich Aufklärung verschaffen konnte, geschah es. Ein entsetzliches Krachen erschütterte die Felswände ringsum und setzte sich in donnerndes Echo bis in die Ferne fort.

„Dako-totisch" sagte der alte Inka feierlich. „Das Feuer der Ahnen".

Als nun der verwirrte Forscher den rasch dahineilenden Indianern folgte, bot sich seinen Augen ein Bild von eindrucksvoller Schrecklichkeit. An einer Stelle im Felsen, wo früher offenbar der Eingang einer Höhle gewesen, gähnte jetzt ein abgrundtiefes Loch, umgeben von gewaltigen Felstrümmern und Schuttbrocken.

Die alten Inkas hatten ihre Geheimnisse wohl zu schützen verstanden. Ein fürchterlicher Explosionsstoff, der sich durch die Jahrhunderte frisch erhielt, vernichtete die unbefugten Eindringlinge zugleich mit den Schätzen.

Tieferschüttert stand Professor Gunther beim Anblick dieser Zerstörung. Zwischen dem Gestein glitzerte etwas im Sonnenschein, und der Näherkommende hob nun einen kleinen, scharfen Splitter auf, ein Stückchen vom Diamanten der Inkas.

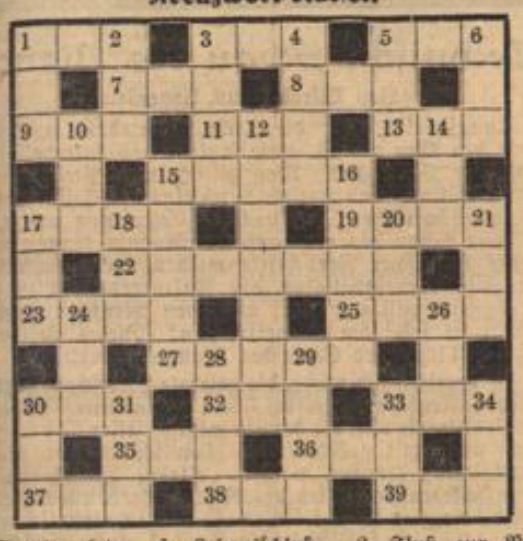
Während er noch darüber nachsann, welcher Wert hier wohl zu Grunde gegangen sei, humpelte der alte Hüter des Schatzes mit freundlichem Lächeln auf ihn zu und nahm ihm das schimmernde Stückchen aus der Hand. Rasch griff er zu dem Fernrohr, das der Forscher an der Seite hängen hatte, und fuhr mit dem Splitter über die gewölbte vordere Linse. Gunther begriff, was er sagen wollte: der Splitter hinterließ keine Schramme. Der Stein war nicht echt gewesen.

Der Alte wollte ihn trösten, wußte er doch nichts von dem wissenschaftlichen Wert der Ausbeute, die dem Reisenden hier entgangen war. Noch als sie nach Hoitla zurückgekehrt waren, und der Professor sich zu unruhigem Schlummer auf den lehmgestampften Boden der Hütte niederwarf, peinigte ihn der Gedanke, daß er hier vielleicht hätte feststellen können, ob die alten Inkas das Geheimnis der Glasbereitung bereits gekannt hatten.

Schon am nächsten Tage trat die Expedition den Rückweg an, und auf dem gemächlichen Ritt durch den schweigenden Wald fand Ewald Gunther sein inneres Gleichgewicht wieder. Brachte er auch nicht die Schätze der Inkas zurück, so begleiteten ihn doch die Segenswünsche des ganzen Dorfes, und er hatte das freudige Bewußtsein, einem etwa nachfolgenden naturwissenschaftlichen Kollegen hier den Boden für seine Arbeit bereitet zu haben. So hatte er doch einen kleinen Schritt getan zur Erforschung des unbekannten Peru.

Rätsel und Spiele.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Lebensschluß, 2. Fluß zur Nordsee, 3. Haustier, 4. Hüttenprodukt, 5. Klostervorsteher, 6. getrocknetes Gras, 10. exotischer Vogel, 12. Musikinstrument, 14. Verwandter, 15. Reichspräsident, 16. Musikstück, 17. Handelsabkürzung, 18. Kanton der Schweiz, 20. nordische Gottheit, 21. Landbesitz, 24. Monat, 26. Scherz, 28. Fluß im Harz, 29. musikalischer Begriff, 30. Wagenteil, 31. Bergwiese, 33. Spaltwerkzeug, 34. Fluß in Spanien.

Waagerecht: 1. Getränk, 3. räumlich. Begriff, 5. Seufzer, 7. Speise, 8. Schmeichelei, 9. gramatik. Artikel, 11. weiblicher Vorname, 13. Niederschlag, 15. weiblicher Vorname, 17. Stadt am Rhein, 19. Wasserpflanze, 22. Schädling des Weinlaubs, 23. arabischer Fürstentitel, 25. geringe Münze, 27. Schreibflüssigkeit, 30. gekürzter Frauenname, 32. Schiffsausdruck, 33. Handlung, 35. Schicksal, 36. lateinisch König, 37. geweihte Stätte, 38. Bodenschatz, 39. Stadteinfahrt.

Rösselsprung.

	man						fein	
man	ben	sie	wis-	brach-	sche-	das	denn	her-	schul-
	wer-	sein	ge-	dir	se	ge-	tern	was	
	kann	e-	den	zu	tes	hen	alt-	zu	
	nen	dann	de	neu-	zu-	gehn	sie	las-	
	man	das	weg	her	kei-	wei-	ge-	ten	
	ren	bei-	füh-	gil-	e	auch	sen	lie-	
	ren	muß	ben-	in	ter-	ner	schel-	stehn	
	gel-	die-	len	flüg-	ne-	muß	ben	das	
	das	was	re-	läßt	wis-	sie	sie	man	
ten	tar-	man	nicht	has-	lich	sen	sen	was	was
	sie							wis-	

Umstell-Rätsel.

Verstell die Laute vom Heimatland,
Du find'st es dann an des Niles Strand.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben
an — au — ba — borg — de — den — den — des — di — do — dog — dron — ei — el — ent — ex — fa — fel — fül — ge — ge — gott — ha — helf — in — jou — kuk — kun — len — most — mur — na — neu — o — o — ohr — per — raf — rho — rich — ring — run — sa — schef — stadt — ster — swe — ter — tri — ur — vall — wup

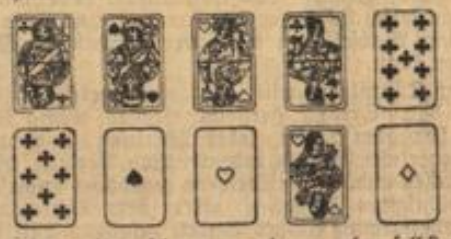
sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine Bauernregel ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Abstand zweier Töne, 2. altbekannter Theosoph, 3. Stadt in Tirol, 4. Hund, 5. Sonntag, 6. immergrüner Strauch, 7. Prophet, 8. Hafenstadt am Schwarzen Meer, 9. berühmter Maler, 10. Stadt in der Pfalz, 11. amtliches Schriftstück, 12. belgische Festung, 13. Schweizer Volksschriftsteller des 19. Jahrhunderts, 14. Nebenfluß des Rheins, 15. Landschaft in Frankreich, 16. Stange am Wagen, 17. Senf, 18. Holzgefäß, 19. Ostergeschenk, 20. junges Pferd, 21. Schmuckstück.

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____
15. _____
16. _____
17. _____
18. _____
19. _____
20. _____
21. _____

Skat-Aufgabe.

Mittelhand würde mit



zwar einen Kreuz-Solo schwarz gewinnen, aber selbst Schneider werden, obwohl 10 Augen im Skat liegen, wenn sie den Herz-Buben gegen eine leere Karte der Hinterhand eintauschte. Welche Karten hatte die Hh., was lag im Skat und welche leere Karte müßte der Spieler eintauschen?

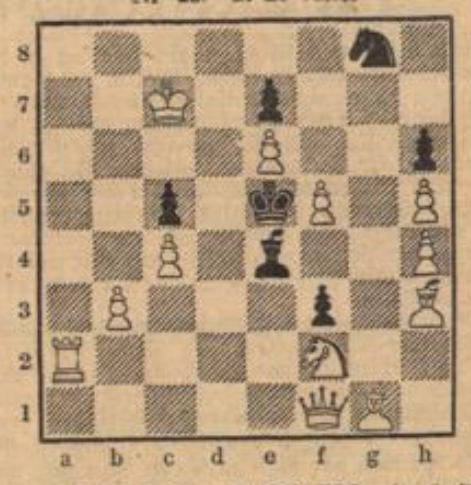
Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Silbenrätsel: Von oben nach unten: 1. Parade, 2. Manila, 3. Salamander, 5. Veronika, 8. Liane, 12. Zechine, 13. Karmin, 14. Olga, 15. Terrine, 17. Kapelle, 19. Gelage. Von links nach rechts: 1. Panama, 3. Sahara, 4. Ninive, 6. Villa, 7. Delila, 9. Robin, 10. Manna, 11. Beni, 12. Zeder, 13. Karneol, 15. Kater, 17. Kamin, 18. Gage, 20. Neapel, 21. Lagune, 22. Leder, 23. Sage. — **Geheimnisvolle Inschrift:** Was nicht im Menschen ist, kommt auch nicht von außen in ihn hinein. — **Ketten-Rätsel:** Oper, Perle, Lehar, Harfe, Fetisch, Tischler, Lerche, Chemie, Miete, Tenor, Norden, Denver, Verbot, Bottrop, Tropfen, Fenster, Sterke, Kegel, Gellert. — **Silben-Rätsel:** 1. Droschke, 2. Ilis, 3. Einbruch, 4. Kiew, 5. Udine, 6. Nobelpreis, 7. Subjekt, 8. Trophäe, 9. Ingenieur, 10. Steuerbord, 11. Therapie, 12. Distelfalter, 13. Imperator, 14. Etikette, 15. Idyll, 16. Rivoli, 17. Dienstag, 18. Ili, 19. Solo, 20. Chopin. Die Kunst ist die irdische Schwester der Religion. — **Füll-Rätsel:** Erasmus, Gericht, Sperber, Laterne, Konzert, Ekener.

Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

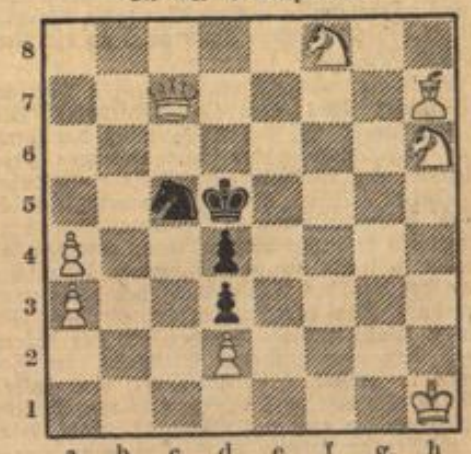
Nr 23. G. B. Valle.



Weiß: Kc7, Df1, Ta2, Lg1, h3, Sf2, Bb3, c4, e6, f5, h4, h5.
Schwarz: Ke5, Le4, Sg8, Bc5, e7, f3, h6.

Matt in 2 Zügen.

Nr 24. J. Jespersen.



Weiß: Kh1, De7, Lh7, Sf8, h6, Ba3, a4, d2.
Schwarz: Kd5, Sc5, Bd3, d4.

Matt in 2 Zügen.

Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde das Schachspiel allmählich auch in den russischen Klubs eingeführt. Der erste „Klub für Schachspiel" wurde in Petersburg im Jahre 1811 gegründet. Die ersten Revolutionäre, die sogenannten Dekabristen, zählten in ihren Reihen mehrere ausgezeichnete Spieler. Als der Aufruhr des 14. Dezember 1825 unterdrückt wurde und die Verschwörer in die Peter-Paul-Festung eingekerkert wurden, baten sie, da sie keine Bücher lesen durften, um die Erlaubnis Schach spielen zu dürfen. Die Bitte wurde ihnen abgeschlagen, die Gefangenen selbst in Einzelzellen untergebracht. Sie fertigten nunmehr Schachfiguren und Schachbretter aus Brot an und spielten jeder in seiner Zelle, wobei sie sich über die Züge durch Klopfen an die Wand verständigten. Auf diese Weise wußten die berühmten Dekabristen Lunin und Annenkoff hinter dem Rücken ihrer Kerkermeister ein Schachturnier zu veranstalten. In den dreißiger Jahren war das Schachspiel in allen Kreisen der Gesellschaft verbreitet, Rußlands größter Dichter Puschkin war, wenn er sich auf diesem Gebiete betätigte, sehr ungemütlich und konnte sich, wenn er eine Partie verlor, nicht beherrschen. Seiner Braut schrieb er einmal: Es ist sehr gut, mein Schatz, daß du das Schachspiel lernst. Das ist die Pflicht jedes wohlerzogenen Mädchens. Einer der größten Schachspieler dieser Zeit war ein gewisser Petrow. Vor seiner Tür hing ein Schachbrett mit der genauen Aufzeichnung eines seiner glänzendsten Siege. Eines Abends, so pflegte Petrow zu erzählen, sei ihm der Teufel erschienen und habe ihm eine Partie vorgeschlagen. Sollte Petrow verlieren, so müsse er sich verpflichten drei Jahre lang das Schachbrett nicht anzurühren. Der Teufel habe gewonnen und Petrow habe sein Versprechen gehalten. In der Maske des Teufels habe aber kein anderer als der bekannte Gegner Petrows, der Moskauer Meister Kologribow, gespielt.

Partie Nr. 13. Gespielt im Londoner Meisterturnier 1931.

Weiß: Flohr; Schwarz: Milner-Barry.

1. d4—Sf6, 2. c4—e6, 3. Sc3—Lb4, 4. Dc2—Sc6, 5. Sf3—d6, 6. a3—L×c3, 7. D×c3—0-0, 8. b4. Weiß will auf Te8 mit b4—b5 antworten, um e6—e5 zu erschweren. 8. ... e5?, 9. d×e5—S×e5, 10. S×e5—d×e5, 11. D×e5—Te8, 12. Db2—Se4, 13. Lf4—Lf5, 14. g3—g5, 15. Lc1—Sd6, 16. Dc3—f6, 17. Lb2—Kg7, 18. 0-0-0—De7, 19. e4—Lg6, 20. c5—Sf7. Punkt f6 ist sehr schwach. 21. Td7! Nun nützt nichts mehr 21. ... D×d7, 22. D×f6+—Kh6, 23. Dg7+—Kh5, 24. g4+—Kh4, 25. Ld4, aufgegeben.

Lösungen: Nr. 11. 1. De3. **Nr. 12.** 1. Td2—b3, 2. Sc7; 1. ... Lc2, 2. T×c2+; 1. ... Lb3, 2. Th5. Angegeben von Karl Kahl, W. Lenz, A. Perscheid, Ingenieur Schmitt und Ludw. Nickel.

Lustige Ecke.



Vergaloppiert.

„Angeklagter, Sie lächeln, wenn ich Sie nach Ihren Vorstrafen frage? Ich würde nicht lächeln, wenn man mich nach meinen Vorstrafen fragen würde."

Wahre Liebe.

„Ellen, hast Du je einen Mann vor mir geliebt?"
„Nein, Thomas! Ich habe oftmals Männer geschätzt wegen ihres Mutes, ihrer Stärke, ihrer Schönheit, ihrer Intelligenz und ihrer Tüchtigkeit, aber bei Dir ist es nur Liebe. Thomas, nichts als Liebe!" (Answers.)

Das Geheimnis.

„Kann Ihre Braut ein Geheimnis bewahren?"
„Wie keine Zweite! Wir waren schon drei Wochen miteinander verlobt, bevor ich überhaupt etwas davon erfuhr!" (Passing Show.)



Unbegreiflich.

„Na, Onkel, wie gefällt dir denn das alte Raubritterschloß?"

„Nicht übel, aber ich begreife nicht, warum es so weit vom Bahnhof weggebaut wurde."

Liebesgeflüster.

„Darf ich Dich küssen, Manuela?"
„Rate!"
„Ich darf es nicht?"
„Rate nochmal!"
„Wirklich? Ich darf also?"
„Oh, wie schnell Du das erraten konntest!" (Hjemmet.)

Früher und jetzt.

„Du weißt doch sicher den Unterschied zwischen einem jungen Mädchen von früher und einem Mädchen von heute?"
„Keine Ahnung!"
„Sehr einfach! Ein Mädchen von früher errötete, wenn es sich schämte — ein Mädel von heute schämt sich, wenn sie rot wird!" (Herold).

Das Reich der Technik.

Die Elektrotechnik vor neuen Aufgaben.

Stellt die wirtschaftliche Ausnutzung der in den Kraftquellen der Erde (Kohle, Erdöl, Wasser usw.) aufgespeicherten Energie die vornehmste Aufgabe der Techniker im allgemeinen dar, so hat der Elektrotechniker darüber hinaus noch die besondere Aufgabe, die gewonnene elektrische Energie ohne allzu große Verluste den einzelnen Verbrauchern zuzuleiten. Die bisher gebräuchliche Art der Fernleitung des elektrischen Stromes ist freilich noch mit erheblichen Verlusten verbunden, und deshalb ist den gegenwärtigen Bestrebungen der Elektrotechniker, die auf eine wesentliche Verminderung dieser Verluste hinzielen, ein recht baldiger Erfolg zu wünschen.

Die Hoffnungen der Fachleute knüpfen sich dabei an ein als Thyratron-Röhre bezeichnetes Gerät, das in einfachster Weise die Umformung von Wechselstrom in Gleichstrom und umgekehrt von Gleichstrom in Wechselstrom gestattet, und diese Umformung mit so geringen Verlusten bewirkt, wie es keinem der bisher gebräuchlichen Umformer möglich ist.

Bis vor noch gar nicht zu langer Zeit war die Elektrotechnik bei der Umformung von Wechselstrom in Gleichstrom, bezw. von Gleichstrom in Wechselstrom lediglich auf rotierende Umformer angewiesen, auf Maschinen also, in denen außer den elektrischen auch mechanische Verluste (Lagertreibung) auftreten, und die außer dem Nachteil eines größeren Platzbedarfs auch noch den des Schmierölverbrauches aufweisen und der Wartung bedürfen. Das alte Problem der Elektrotechnik: Erzeugung hochgespannten Wechselstromes, seine Fortleitung über eine mehr oder minder große Entfernung, und seine Umformung in niedriggespannten Gleichstrom, war nur mittels des rotierenden Umformers an der Verbraucherstelle lösbar.

Es bedeutete deshalb einen großen Fortschritt, als Cooper Hewitt 1902 den Quecksilberdampf-Gleichrichter erfand, der, fußend auf der Erscheinung der Stromleitung in Gasen und Dämpfen bei sehr niedrigen Drücken, die Gleichrichtung von Wechselstrom mittels eines ruhenden Gefäßes gestattet. Diese Quecksilberdampf-Gleichrichter sind inzwischen so vervollkommnet worden, daß man bereits Gleichstrom bis zu 30 000 Volt in ihnen erzeugen kann. Das Gerät selbst stellt im Grunde genommen lediglich eine Abwandlung der von der Radiotechnik her bekannten Elektronenröhre dar. Das Gleichrichten eines dem Gleichrichter zugeleiteten Wechselstromes beruht auf der bekannten Erscheinung, daß eine glühende Elektrode im Hochvakuum Elektronen in großer Zahl aussendet, eine kalte dagegen nicht. Wird also von zwei in einem Glasgefäß eingeschlossenen Elektroden die eine auf Weißglut erhitzt, so wird eine an die Elektroden gelegte Wechselspannung nur in einer Richtung einen Strom erzeugen, in der anderen hingegen nicht. Die Röhre wirkt damit wie ein Ventil, sie hat Gleichrichtwirkung. Im Quecksilberdampfrohr können nun, im Gegensatz zum Hochvakuumrohr, einer Glühkathode im selben Gefäß mehrere Anoden gegenüberstehen. Es kommt dann im allgemeinen nur zwischen der Glühkathode und einer der Anoden ein Strom zustande, nämlich derjenige, der jeweils die höchste positive Spannung gegen die Kathode besitzt. Aus dieser Eigenschaft ergibt sich unmittelbar die Möglichkeit der Gleichrichtung von Mehrphasenstrom. Dank ihrer Vorzüge haben die Quecksilberdampf-Gleichrichter im letzten Jahrzehnt die früher gebräuchlichen umlaufenden Maschinenumformer mehr und mehr verdrängt. Für große Leistungen verwendet man anstelle der Glasröhren eiserne Röhren.

Ergab also die Elektronenröhre das Vorbild für die Quecksilberdampf-Gleichrichter, so war es naheliegend, nunmehr auch das jedem Radiobastler bekannte Gitter zwischen Kathode und Anode einzuschalten. Wie dieses in der Radioröhre den Elektronenstrom in der Weise steuert, daß es, unter gleichsinniger Spannung wie die Elektronen, diese anlockt, ihren Fluß vermehrt, also die Stromstärke erhöht, bei entgegengesetzter Spannung hingegen den Elektronenfluß hemmt oder einschränkt, so mußte ja ein Gitter im Gleichrichter auch den Gleichrichterstrom steuern. Die aus dieser Erwägung heraus angestellten Versuche hatten denn auch einen vollen Erfolg. Das neue Gerät, als Thyratron-Röhre bezeichnet, gestattet eine völlig stufenlose Spannungsregelung. Die Steuerung des Stromes geschieht dabei mit einem geradezu erstaunlich geringen Energieaufwand. So kann eine Leistung von 10 000 Kilowatt mühelos mit 20 Watt gesteuert werden.

Von großer Bedeutung ist es nun ferner, daß das Thyratron nicht nur Wechselstrom in Gleichstrom, sondern auch Gleichstrom in Wechselstrom umzuformen gestattet. Die Umformung von Gleichstrom in Wechselstrom wird in der Weise erreicht, daß man hochgespannten Gleichstrom über den Gleichrichter schickt, das Gitter aber so steuert, daß nur vereinzelte Stromstöße aus ihm herausfließen. Und diese Stromstöße rufen durch Induktion in einer Spule den gewünschten Wechselstrom hervor. Von wesentlicher Bedeutung ist dabei, daß man durch Änderung der Frequenz und Höhe der Gitterspannung Wechselstrom mit jeder gewünschten Periodenzahl erzeugen kann.

Das Thyratron stellt somit einen geradezu idealen Umformer dar. Geringe Herstellungskosten, wenig Raumbedarf, keine bewegten Teile, keine Wartung und nur geringe Energieverluste sind die bedeutendsten Vorteile, die das neue Gerät allen anderen Umformern gegenüber auszeichnen. Eine der wichtigsten Aufgaben wird dem Thyratron bei der Energieversorgung großer Bezirke zufallen. Mit seiner Hilfe dürfte man künftig in den großen Kraftzentralen hochgespannten Gleichstrom erzeugen und in die Fernleitungen senden. An den Verbrauchsstellen wird dieser Gleichstrom auf dem umgekehrten Wege wieder in Drehstrom von Gebrauchsspannung zurückgeformt. Anstelle der jetzigen Drehstromfreileitungen, deren Störungs- und Fehlerquellen einen großen Übelstand bedeuten, kann dann ein in der Erde verlegtes Kabel treten. Das neue Gerät verheißt ferner eine sehr wesentliche Betriebsvereinfachung in den Zentralen, die einfache Parallelschaltung mehrerer Kraftwerke, Verminderung der Generatorabmessungen usw. All diese Möglichkeiten können, vollausgenutzt, in Zukunft eine beachtenswerte Verminderung des Strompreises herbeiführen, woran natürlich die breite Öffentlichkeit das allermeiste Interesse hat.

Technische Schau des Monats.

Von **Alfred Rauck**, Ingenieur.

Unaufhörlich eilt die Technik vorwärts und bereitet damit den Weg vor für neue Kultur und kulturelle Lebenszwecke der Menschheit. Was gestern noch Problem war, ist heute Erfüllung und morgen durch eine noch leistungsfähigere und wirtschaftlichere, konstruktive Gestaltung ersetzt. Auch in dieser Schau des abgelaufenen Monats können wir eine Anzahl technischer Fortschritte melden, die gleichfalls mehr oder minder geeignet sind, den Kulturgedanken zu fördern. Die Technik will und darf nicht den Menschen beherrschen, sondern sie soll ihm Dienerin sein! Dieses Leitmotiv sei auch der Technischen Schau des Monats unterlegt!

Es bereiten sich große, die gesamte Wirtschaft stark beeinflussende Kraftstationen in Form sogenannter Höhenzonen-Windkraftwerke vor, die bereits ministerieller Prüfung unterliegen und mit größter Wahrscheinlichkeit zur praktischen Durchführung kommen werden. Riesige Windkraftträder in den verschiedensten Teilen des Reiches werden die gewaltigen Kräfte bewegter Winde einfangen und in elektrischen Strom umwandeln. Der Windkraftstrom soll noch wirtschaftlicher sein, als der Wasserkraftstrom, und die Fachwelt ist gespannt auf die baldigst zu errichtende Versuchsstation.

Die erfolgreichen Fahrten des Schienen-Zeppelin haben erneut die Frage höherer Zuggeschwindigkeiten in den Vordergrund des Interesses gerückt. In Kürze kommen neue Triebwagen der Reichsbahn in den Verkehr, die für eine Höchstgeschwindigkeit von 150 Stundenkilometer bestimmt sind. Jeder Schnelltriebwagen besteht aus einem kurzgekoppelten Doppelwagen. In jedem Enddrehgestell ist ein Maybach-Motor von 400-PS-Leistung eingebaut, der mit einer Dynamomaschine gekuppelt ist und dessen erzeugter Strom zwei Elektromotoren zugeleitet wird, die die Achsen des mittleren Drehgestells antreiben. Rund hundert Fahrgäste kann der Schnellwagen befördern und dabei zum Beispiel die Entfernung Berlin—Hamburg um rund 1 Stunde Reisezeit verkürzen.

Unser Flugverkehr ist sicherlich, und wie die Statistiken beweisen, in hohem Maße gefahrlos, dank der technisch immer vollkommeneren Ausbildung unserer Verkehrsflugzeuge. Immerhin geht das Bestreben der Flugtechnik dahin, ein vollkommen absturzsicheres Flugzeug zu bauen. Ein französischer Konstrukteur hat einen derartigen Apparat konstruiert, wobei jedoch die Sicherheit darin bestand, daß der Absturz selbst durch doppelten Boden und doppeltes Fahrgestell für die Fluggäste gemildert werden sollte (ein — nebenbei bemerkt, — technisch ganz unmöglicher Gedanke). In diesen Tagen wollte der Erfinder seinen Apparat öffentlich vorführen, und als er vor einer zahlreichen Menge starten wollte, griff das Luftschiffministerium ein und untersagte den Versuchsflug wegen — allzu großer Gefährlichkeit!

Die neue Erfindung, große Diamanten synthetisch durch einen Schmelzprozeß im elektrischen Lichtbogen herzustellen, wird für den glücklichen Erfinder vielleicht nicht die erwartete materielle Ausbeute haben, da Diamanten heute wenig gefragt und im Preise sehr zurückgegangen sind.

Rußland macht gewaltige Anstrengungen, um sich selbst neue Industrien zu schaffen und damit unabhängig zu werden von dem Ausland. Es liegen mehrere Berichte vor über die Konstruktion eines neuen automatischen Webstuhles durch einen russischen Ingenieur, der so vollkommen sein soll, daß 24 Webstühle dieser neuen Art von einem Arbeiter bedient und überwacht werden können.

Die Verkehrsschwierigkeiten in unseren Großstädten haben einen eigenartigen Plan neu erstehen lassen, und zwar wird von einem bekannten Verkehrsfachmann vorgeschlagen, Seilbahnen über die Dächer der Städte zu führen und einzelne Stadtteile und Bahnhöfe damit zu verbinden. Die Drahtseilbahn soll nicht nur eine schnelle und sichere, sondern auch eine überaus wirtschaftliche Verkehrsmöglichkeit in den Großstädten und im Verkehr einzelner Städte miteinander gewährleisten.

Deutsche Technik behält jetzt und immerdar ihren Wert und ihre Anerkennung, selbst in einem so hoch industrialisierten Lande wie Amerika. Das amerikanische Marineamt, das schon früher für eines seiner Unterseeboote einen 600-PS-Dieselmotor aus Deutschland bezogen hat, gab soeben einen 2500 PS starken Unterseeboot-Dieselmotor in Auftrag.

Von interessanten Versuchen wird berichtet, um mehrere Rundfunkprogramme gleichzeitig über Hochspannungsnetze zu verbreiten. Die Brauchbarkeit dieses Systems hat sich bereits herausgestellt und gleichzeitig auch die Möglichkeit einer Fernübertragung der Rundfunkprogramme, unter Benutzung der Hochspannungsleitung. Der Bau von Spezialempfängern mit festverbundenem Lautsprecher wird demnächst aufgenommen werden, und dann bezieht man die Rundfunkdarbietungen verschiedener Sender nach Wahl aus jeder gewöhnlichen Steckdose.

Von dem sogenannten Lärm-Barometer wollen wir auch etwas erwähnen. Dieses empfindliche Instrument wird nämlich dazu benutzt, um den Verkehrslärm auf Straßen und Plätzen zu bewerten, um danach die Geräuschquellen herabmindern zu können. Der Einheitswert des Geräusches wird als Phon bezeichnet. Durch das Lärm-Barometer ist festgestellt worden, daß zum Beispiel das Knattern eines Motorrades noch lautstärker ist, als die lauteste Hupe, daß der Betriebslärm in einem Postscheckamt mit 230 Rechenmaschinen um 73 Phon lauter ist, als der Verkehrslärm um 1 Uhr mittags auf dem verkehrsstarken Potsdamer Platz.

Schutz der Bauwerke.

Von **Ernst Trebesius.**

Alle Bauwerke, die einige Zeit sich selbst überlassen bleiben, zeigen nach mehr oder minder langer Frist deutlich sichtbare Zeichen des Alterns und Verfalls. Die atmosphärischen Einflüsse: Regen, Wind und Kälte, wie auch die Verunreinigungen der Luft; Staub, Ruß und Rauch, üben ohne Unterlaß einen zerstörenden Einfluß auf alle von Menschenhand geschaffenen Gebilde aus, und setzen ihre Lebensdauer stark herab, wenn den auf Verfall gerichteten Kräften der Natur keine planmäßige Abwehr geleistet wird.

Dank der in neuerer Zeit erzielten chemischen Fortschritte verfügen wir heute in den Bauschutzstoffen über ein ganzes Arsenal von Waffen, die uns in dem Abwehrkampfe gegen die zerstörenden Naturkräfte ganz vorzügliche Dienste leisten. Je nach der Art und den Eigenschaften des zu schützenden Werkstoffes richtig angewendet, vermögen die Schutzmittel die Lebensdauer der Bauwerke so beträchtlich zu verlängern, daß die entstehenden Unkosten vielfach aufgewogen werden. Entsprechend den drei Hauptgruppen der Werkstoffe, die bei Bauten vorwiegend zur Verwendung gelangen, gliedern sich die vorhandenen Bauschutzstoffe in solche für Mauerwerk, Eisen und Holz.

Da das Mauerwerk nicht nur vor den atmosphärischen Einflüssen und den Verunreinigungen der Luft, sondern in manchen Fällen auch von der Bodenfeuchtigkeit mit ihren angreifenden Säuren bedroht wird, so gilt es auch diesen Angreifer mit geeigneten Mitteln zu bekämpfen. Bei den Schutzstoffen für Mauerwerk unterscheidet man deshalb Mörtelzusätze, Anstriche mittels chemischer Lösungen und die üblichen Farbenanstriche.

Zum Abdichten neuer und alter Häuser gegen Grundwasser in Kellern, und gegen Feuchtigkeit jeder Art in den Wänden, bezw. zum schnellen Verstopfen von Wasserdurchbruchstellen dienen die Zementdichtungsmittel, die dem Zementmörtel vor seiner Verwendung beigemischt werden. Beim Abbinden des Mörtels nehmen die durch den ganzen Mörtel gleichmäßig verteilten Partikelchen des Zementdichtungsmittels wasserabstoßende Kräfte an und machen den Mörtel wasserundurchlässig. Aufgetragen und behandelt werden derartige, mit Dichtungsmitteln vermengte Mörtel wie die normalen Zementmörtel. Einige der Mörtelzusätze sind normalbindend, die anderen schnellbindend. Die Schnell-Erhärter vermögen die Abbindezeit von Portlandzement bis auf 3 Minuten herabzudrücken. Für besondere Zwecke gibt es auch Mörtelzusätze, die zum Schutze gegen Petroleum und Mineralöl angewendet werden.

Als weitere Bauschutzstoffe kommen die Anstriche mittels chemischer Lösungen in Frage. Je nach den örtlichen Verhältnissen werden diese als unsichtbare oder sichtbare Anstriche aufgetragen. Die unsichtbaren Außenanstriche werden meist als Schutz gegen Schlagregen zur nachträglichen Abdichtung fertiger Außenwände in Ziegelrohbau, Kunst- und Sandstein, Edelputz usw. angewendet. Das streichfertige Schutzmittel wird mit einem sauberen, weichen Pinsel oder Quast aufgetragen. Es dringt in die Poren des Untergrundes ein und hinterläßt keine Farbhaut, sodaß der vorhandene Farbton unverändert bleibt. Durch Schlagregen, Schnee usw. hervorgerufene Ausblühungen bei Mauerwerk, Putz usw., auch Salpeterbildung genannt, können durch Behandlung mit einem farblosen Isolierpräparat beseitigt werden.

In weit höherem Maße als beim Mauerwerk zeigt sich der zerstörende Einfluß der Atmosphärilien beim Eisen. Man schätzt, daß ¼ bis ⅓ der gesamten Stahlerzeugung der Erde lediglich dazu dient, das jahrein, jahraus durch Rost zerstörte Material zu ersetzen. Hier einzugreifen gebietet also schon die einfachste Forderung nach Sparsamkeit. „Schützt die Oberfläche, und ihr schützt alles." Diese Erkenntnis ist längst Gemeingut aller Fachleute geworden. Heute stehen uns für eiserne Bauwerksteile eine so große Anzahl von Rostschutzfarben zur Verfügung, daß sie an dieser Stelle nicht einmal dem Namen nach geführt werden können.

In hundert feingeästelten Kanälen des Zellengewebes nisten die unsichtbaren Feinde des Holzes. Im Erdreich, in der Luft, im Wasser: überall lauern die gewebezerstörenden Bakterien und Pilze. Mit der atmosphärischen Feuchtigkeit und der Bodennässe dringen diese feinen Mikroorganismen in das Holz ein, wo sie bald darauf ihr Zerstörungswerk beginnen. Das Holz muß deshalb in geeigneter Weise gegen ihre Angriffe geschützt werden. Diesen Zweck erfüllt in vielen Fällen das Karbolineum, das nach dem Auftragen tief in das Holz eindringt, ohne die feinen Poren, die der natürlichen Atmung des Holzes dienen, zu verstopfen. Wo Karbolineum seines Geruches wegen nicht verwandt werden kann, muß eines der geruchsteien Konservierungsmittel angewendet werden. Derartige Mittel lassen meist auch noch ein nachträgliches Streichen der behandelten Hölzer mit Öl-, Lack- oder Wasserfarbe zu. Neuerdings wendet man auch den Flammschutzmitteln, die das Holz zwar nicht völlig unverbrennbar, immerhin jedoch schwer entflammbar machen, erhöhte Aufmerksamkeit zu. Ihre Wirkung beruht entweder auf der Entwicklung flammenerstickender Gase, wie Ammoniak, Kohlenoxyd usw. beim Erhitzen, oder auf der leichten Schmelzbarkeit, die beim Brand einen geschmolzenen Überzug auf dem zu schützenden Stoff entstehen läßt, und damit den Luftzutritt erschwert.

Die gefürchteste Krankheitserscheinung hölzerner Bauwerksteile ist ohne Zweifel der Hausschwamm, ein Pilzschmarotzer, der ähnlich wie die bekannten Waldpilze aus einem Wurzelgeflecht (Myzel) besteht, das die befallenen Holzteile in Form grauweißer, flechtenartiger Bänder überzieht. Diese saugen aus dem Holz ihre zum Wachstum benötigten Nahrungsstoffe, ihren Wirt, also das Holz, damit zermürbend und zerstörend. Da es keine Mittel gibt, die verloren gegangene Festigkeit des Holzes wieder herzustellen, so bleibt nur die Beseitigung des bereits durch den Schwamm zermürbten Holzes übrig. Das noch nicht pilzbefallene Holz muß einer Schutzbehandlung unterworfen werden, um eine Erfassung dieser Holzteile durch Fortwachsen des Myzel oder Auskeimen von Sporen zu verhindern. Alle Materialien, die etwa mit Pilzteilchen durchsetzt sein könnten, müssen entfernt werden; pilzverseuchtes Mauerwerk ist mit einem schwammfesten Putz abzukapseln. Erst dann können die zuvor mit einem Schwammbekämpfungsmittel getränkten neuen Holzteile eingebaut werden.

Fortschritte der Technik.

Der größte unterirdische Wassertunnel der Welt.

Die große Fabrik Fords in Dearborn benötigt, hauptsächlich zur Rückkühlung des Kesseldampfes, täglich fast 4,5 Millionen Kubikmeter Wasser, die ihr nun durch einen neuerbauten Tunnel aus dem River Rouge zugeleitet werden. Der Wasserbedarf würde ungefähr dem Gesamtbedarf von vier großen Städten entsprechen. Der Tunnel besteht aus einem Rohr, das innen einen Durchmesser von 4,5, außen von 6,5 Meter hat, so daß es bequem einer Untergrundbahn Platz bieten könnte. Es wurde durch die Aneinanderreihung von 4579 Betonringen hergestellt, von denen jeder aus zehn einzelnen gebogenen Teilen im Gewicht von 1,7 Tonnen besteht. Dieser Tunnel von 3,6 Kilometer Länge führt unter vielen Haupt- und Nebenstraßen, Geleisen, Brücken, sogar unter einem Friedhof durch. Das Bohren geschah durch Maschinen, die in der schlüpfrigen Erde leicht vorwärtskamen, so daß die Erde dahinter wie aus einer Zahncremetube herauquoll. Unter günstigen Umständen wurde ein Betonringteil durch mächtige Maschinenarme in 45 Minuten an seinem Platz befestigt, und man kam im Monat um 650 m vorwärts.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 72. Sonntag, 13. März 1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

19. Fortsetzung. (Nachdruck verboten).

Hofrat Vogel kommt — er ist der Nachfolger des vor ein paar Monaten verstorbenen Rehbein, auf Huschkes Empfehlung als Hausarzt angestellt, August hat ihn selber schon einmal wegen seiner Herzbeschwerden konsultiert: ein angenehm ruhiger Mann, keiner von den Geheimniskrämern, die sich lateinisch unterhalten; er beugt sich über Ottiliens Bett, tastet vorsichtig den ganzen Körper ab. „Gebrochen ist nur das Nasenbein", sagt er mit seiner sachlichen Stimme zu August, der mit fieberhaft aufgerissenen Augen dabeisteht und alle Bewegungen verfolgt. Ulle jammert wehklagend auf. Vogel beginnt auf Ottiliens Toilettentisch sein Besteck auszubreiten.

„Die Lippe, Herr Kammerherr, ist mehrfach gerissen, ich muß sie nähen. Das Nasenbein wird ja wieder zusammenheilen. Lassen wir sie einstweilen in ihrer Ohnmacht, sie wird den Schmerz der Nadel nicht so spüren." Er beginnt, mit dem Wasser, das Ulrike herbeigebracht hat, das Gesicht von Blut und Schmutz zu säubern — schaudernd erkennt August die tiefen Wunden, aus denen es unablässig rinnt und sickert: auch auf der Wange und über dem rechten Jochbein ist eine breite Schmarre, die gräßlich aussieht.

Vogel hat flinke Hände, die Nadel arbeitet schnell, unter ihren Stichen gibt Ottilie ein erstes Lebenszeichen, ein Wimmern, das durch Mark und Bein geht. Als alles vorüber ist und ein großer Verband um den Kopf sitzt, besprengt der Arzt die Kranke mit stark duftenden Essenzen, Ulle hält ihr ein Fläschchen mit Riechsalz unter die Nase — allmählich schlägt sie die Augen auf.

August sitzt auf dem Rand des Bettes und hält ihre totenbleichen Hände. „Liebste Frau", sagt er mit sanfter Stimme, „es wird alles wieder gut . . ."

Ottilie schließt in Schwäche von neuem die Augen. „Mutter . . ." flüstert sie.

„Ich schicke sofort nach der Mama", spricht August ihr zu; er überwindet sich und sagt, den Mund nahe an ihrem Ohr: „. . . und nach Adele."

„Es wird ein paar Wochen dauern, Herr Kammerherr", sagt Hofrat Vogel, als sie im Nebenzimmer sind. „Daß sonst nichts gebrochen ist, sagte ich schon. Zum Glück ist auch von einer Gehirnerschütterung keine Rede, ein wahres Glück im Unglück, Verehrtester. Obwohl die psychische Wirkung nachkommen wird. Sorgen Sie nur, daß die Patientin absolute Ruhe hat und durch nichts aufgeregt wird. Halten Sie alle Besuche fern, außer Frau von Pogwisch, die ja eine ruhige und vernünftige Frau ist, was man leider nicht von allen unsern Damen sagen kann. Über Fieber dürfen Sie nicht erschrecken, das gewöhnliche Wundfieber bleibt natürlich nicht aus, aber das hat nichts Bedenkliches. Ich komme abends noch einmal."

August dankt und geleitet den Arzt die Treppe hinunter. Dann geht er gleich zum Vater, ihm schonend die schlimme Botschaft zu bringen.

*

Nun werden wieder Ottiliens kleine Mansarden nicht leer von Besuchern. Der Unfall der Frau Kammerrätin hat sich blitzschnell herumgesprochen, hat sogar im Wochenblatt gestanden, und alle Freunde und Freundinnen finden sich natürlich ein, um sich zu erkundigen und ihre Teilnahme auszudrücken: die Schwestern Egloffstein kommen und bringen Blumen, die Oberkammerherrin, ihre Tante, kommt im Auftrage der höchsten Herrschaften, Alwine Fromman und Natalie von Herder kommen, und sogar die bildschöne Jenny von Pappenheim kommt (von der man sich zuflüstert, daß sie eine natürliche Tochter des Königs Jérôme ist) — sie ist zwei Jahre lang nicht zu sehen gewesen, weil sie in Straßburg in Pension war: alles ist über sie erstaunt, denn als Kind hat sie Weimar verlassen, und nun wirkt sie, bei ihren sechzehn Jahren, schon ganz als fertige Dame. Die vielen Engländer kommen, die sonst Ottiliens Teetisch bevölkert haben, der alte, galante Chevalier Lawrence an der Spitze, dazu Professor Melos mit seiner Frau, Landesdirektionsrat Gille mit seiner Frau und viele Honoratioren aus der Stadt — es ist fast wie bei des Vaters schwerer Krankheit. August muß alle diese Besuche empfangen, Ulrike unterstützt ihn, so gut sie kann, aber meist muß sie ja bei Ottilie sein, die im verdunkelten Zimmer liegt und immer noch große Schmerzen leidet. Frau Pogwisch sitzt an ihrem Bette, sooft der Dienst bei der Frau Großherzogin ihr Zeit läßt — und die übrigen Stunden des Tags sitzt Adele bei ihr.

Es hat einen kleinen, heftigen Auftritt zwischen August und Adele gegeben, er hat sie nicht hereinlassen wollen, hat sich auf den Arzt berufen, sie hat ihn nur angefunkelt mit Augen, in denen unverhüllt der Haß glimmt — und kaum, daß er den Rücken gekehrt und auf die Kammer gegangen, ist sie doch zu der Kranken vorgedrungen: nun weicht sie nicht mehr von ihrem Bett, und selbst wenn August kommt, um nach seiner Frau zu sehen, räumt sie ihm nicht den Platz. In ihm kocht die Wut, er würde sie am liebsten bei den Schultern packen und aus dem Zimmer schieben und hinter ihr die Tür verschließen für immer — aber er beherrscht sich, um Ottiliens willen. Der Hofrat, hinter den er sich steckt, zuckt die Achseln: da sei nichts zu machen . . . und übrigens schreite die Besserung der Frau Kammerrätin ja stetig fort, so daß selbst Damen wie Fräulein Schopenhauer jetzt keine Gefahr mehr bedeuteten. Von den wirklichen Gründen, aus denen August sie entfernen möchte, ahnt er nichts. Einmal, als Adele für einen Augenblick

ins Wohnzimmer kommt, stellt August sie, sagt: er würde es sehr entgegenkommend finden, wenn sie ihm auch einmal gestattete, mit seiner Frau allein zu sein. Sie lacht ihn nur falsch an und verschwindet wieder in der Krankenstube. Was nützt es, daß August sich gelegentlich sogar beim Vater über diese exaltierte und aufdringliche Person beklagt? Der Vater nimmt es mit gutem Grunde gelassener, er hat immer eine Vorliebe für Adele Schopenhauer gehabt, für ihr munteres, quecksilbriges Wesen, für die Kunstfertigkeit, mit der sie ihm zierliche Scherenschnitte herstellt . . . Und im Tiefsten begreift er wohl nicht recht, wie August danach Verlangen haben kann, am Bette eines kranken und so fürchterlich entstellten Menschen zu sitzen, denn er selber hält sich auch jetzt alle unangenehmen Eindrücke fern, das ist seine Art so: nicht ein einziges Mal findet er den Weg ins Schiffchen.

Die Mahlzeiten muß August nun mit Ulle allein einnehmen. Sie verlaufen frostig, denn er fühlt: die Schwägerin ist auch aus jener andern, fremden, unheimlichen Welt, die von den Wänden des Krankenzimmers umschlossen wird, in der andre Gedanken, andre Wünsche herrschen, zu der er keinen Zutritt hat.

Warum sucht er auch Zutritt? Warum lebt er nicht weiter, wie er bisher gelebt, in seiner Welt, mit seinen Vergnügungen, durch eine unübersteiglich hohe Mauer geschieden von Ottilie? — Oft fragt er sich selber so in diesen Tagen, und immer ist in seiner Brust eine Stimme, ganz leise, wie die Stimme einer zagen Hoffnung, daß die Wege, die so lange getrennt liefen, sich doch vielleicht noch einmal vereinigen könnten: wie oft hat schwerer Schicksalsschlag Menschen gereift! Armes Herz, es wird nicht müde zu hoffen! Und diese Hoffnung nährt seine Lebensflamme, sie leuchtet ihm still bei der vielen Arbeit, die ihn jetzt bestürmt.

Denn wieder, wie vor Monaten, gibt es abends in des Vaters Stube lange Besprechungen; aber diesmal ist weder der Kanzler dabei noch Riemer noch Eckermann, diesmal sitzen sich Vater und Sohn allein gegenüber. Auf dem Tische liegen Papiere, großgesiegelte Schreiben mit hochfahrenden Unterschriften: das sind die Bescheide, die von den Regierungen auf das Gesuch um Erteilung eines Privilegiums eingegangen sind. Die Briefe des Vaters haben ihre Wirkung getan. Zwar hat das Präsidium des Deutschen Bundes zu Frankfurt sich für unbefugt erklärt, in dieser Frage eine Entscheidung zu treffen, die in die Rechte aller Mitglieder eingriffe: aber in den Staatskanzleien in Ost und West hat man zwischen Konferenzen über die hochgefährlichen Burschenschaften und Turnvereine doch Zeit gefunden, sich mit dem Ersuchen des Großherzoglich Sachsen-Weimarischen Geheimen Rats und Staatsministers, des berühmtesten Schriftstellers und Dichters der gebildeten Welt zu beschäftigen, Gönner haben eingegriffen, der Fürstkanzler Metternich in Person, in Berlin sind alte Freunde, wie Humboldt und die Staatsräte Schultz und Nicolovius, nicht untätig geblieben — und so sind denn nach und nach im Hause am Frauenplan die Bescheide eingelangt, daß die Kaiserlich Österreichisch-Ungarische Regierung, die Königlich Preußische Regierung, die Königlichen Regierungen von Bayern, Württemberg, Sachsen und Hannover, die Großherzöge von Baden und Hessen und all die andern Regierenden, aus deren Wappen das Panier des Deutschen Bundes zusammengestickt war, das angesuchte Privilegium zu erteilen in Gnaden geruht haben.

Das ist noch vor Ostern gewesen. Und auf der Ostermesse zu Leipzig, wo der gesamte Buchhandel des Vaterlandes sich ein Stelldichein gibt, hat dann dieses Privileg den Hauptgesprächsgegenstand gebildet: Buchhändler, die schon lange gegen die Nachdruckspest ankämpfen, haben ehrlichen Beifall geklatscht, die Parasiten haben sich entrüstet, die Nörgler von Beruf haben ihre Witze darüber gemacht, daß der Lama der deutschen Literatur so geschäftstüchtig auf seinen Vorteil bedacht sei. Aber Witz hin, Witz her: noch während der Messe sind Anträge in Fülle eingelaufen, Anträge bezüglich des Verlags von vierzig Bänden Ausgabe letzter Hand. August hat sie unter den Augen des Vaters fein säuberlich zu einem Aktenstück zusammengeheftet, Reimer in Berlin ist darunter, Hahn in Hannover, Brönner in Frankfurt — alles alte, angesehene Häuser. Im ganzen zählt man ihrer zwanzig, die beachtlich sind. Aber vorerst ist natürlich mit dem alten Freunde Cotta in Tübingen zu verhandeln, dessen Angebot leider, leider nicht so hoch ist wie das von Reimer. August muß wieder viele Briefe schreiben, muß sie alle mit eigener Hand schreiben, denn der ängstliche Vater will keinen Fremden in diese hohen Zahlen blicken lassen. Es geht um Summen, wie sie noch niemals in dies Haus gekommen sind: achtzigtausend Taler, das ist das Höchstgebot gewesen, und August griffe am liebsten sofort zu, wenn nicht der Vater zähe damit rechnete, Cotta schließlich doch zu einem ähnlichen bewegen zu können. Viel Mühe und Arbeit! Gut, daß die kleine Hoffnung brennt!

Hoffnung . . . Würde das arme Herz noch hoffen, wenn es wüßte, was dort in Ottiliens verdunkeltem Zimmer vorgeht, wo die abgeblendete Lampe meist nur die drei bescheint: Ottilien, Ullen, Adelen? Sie bilden eine Welt für sich, sie haben im großen Kreis dieses Hauses einen kleinen magischen Kreis um sich gezogen, der jeden Fremden bannt: Ottiliens Phantasie, üppig wuchernd in der langen Haft des Krankenzimmers, aufgeregt von dem quälenden Gedanken, daß sie entstellt bleiben könnte — Vogel hat eine sachlich-trockene Bemerkung in dieser Richtung gemacht —, geistert in dem kleinen Raum umher, Adele bläst ihr unablässig Wind unter die Flügel — und Ulrike? Ulrike ist immer bereit und zu Diensten, wenn es sich für die geliebte Schwester um ein Abenteuer handelt. Immer noch ist ihr kleines Herz von der glimmenden Leidenschaft für den hochmütigen, braunen Captain Smith ausgefüllt, obwohl er seit Wochen schon nicht mehr hier weilt, sondern gegenwärtig an Bord einer Königlich Britischen Fregatte auf dem Ozean schaukelt: sein Urlaub ist zu Ende gewesen, er hat nach England zurückkehren müssen, um sich sofort mit seinem Regiment nach Malta einzuschiffen. Zwischen der Wäsche in ihrem Schrank verwahrt Ulrike das kurze Billett, das er ihr von London aus geschickt, auf dem Wege über Adele — denn solche Briefe ins Haus kommen zu lassen, darf man bei Augusts maßloser Wut auf alle Engländer nicht wagen . . . Eine treue Freundin ist Adele, sie hilft, wo sie kann, sie wird auch diesmal helfen, bei diesem hohen Spiel, das Ottilie spielt.

Säße August am Bette seiner Frau, sie würde ihm vielleicht freundlich zulächeln, soweit das mit dem von Plastern entstellten Gesicht möglich ist; aber es wäre ein falsches Lächeln, denn sie denkt gar nicht an ihn, mit keinem armen Gedanken: in der langen, pflichtlosen Einsamkeit des Krankenzimmers hat sich ihr immer und immer wieder Charles Sterlings Gestalt genaht, mit geschlossenen Augen hat sie sie gesehen, wie an jenem ersten Tag, ins Dunkel lauschend, hat sie immer wieder seine Stimme gehört. Und so hat stürmisches Verlangen sie ganz übermeistert, bis eines Tages die Waage aus dem Gleichgewicht geraten ist, die auf einer Schale die Sehnsucht trägt und auf der andern das Verbot des Tyrannen. Und plötzlich schlüpft der Entschluß aus, dem Verbot zu trotzen, heimlich die Verbindung mit Charles wieder anzuknüpfen, ihm zu schreiben. (Fortsetzung folgt.)

Frühlingsfeier.

Aus des Winters Dämmerschlaf erwacht,
Schmückt die Erde sich zur Frühlingsfeier.
Noch umwallt ihr Haar von Dunst ein Schleier,
Der sie bräutlich hold und sehnend macht.

Mit der ersten Knospen grünem Feuer
Ist ihr Blut zu neuer Glut entfacht,
Wie nach dumpfer, frostdurchklirrter Nacht
Sonne sich verheißt als stolzer Freier.

Und den Zierat all, der ihr geraubt
Glanzlos lag in eisverharschter Truhe,
Schlingt sie, schöner blühend, sich ums Haupt,
Nun erst Segnung fühlend in der Ruhe.

Die sie rauh gebannt in graue Zeit,
Daß sie wartend mit zerschlissenem Kleid
Sei dem Morgenruf des Lichts bereit.

Heinrich Leis.

Die Reise.

Von Luigi Pirandello.

Seit dreizehn Jahren hatte Adriana Braggi das Haus nicht verlassen. Als sie mit zweiundzwanzig Jahren nach kaum vierjähriger Ehe ihren Gatten verlor, war auch sie für die Welt wie gestorben. Jetzt war sie fünfunddreißig und war noch immer in Schwarz gekleidet wie am ersten Tage des Unglücks. In dem kleinen Städtchen des inneren Sizilien, dem die strengen Sitten der eifersüchtig gehüteten Gattin beinahe die Pflicht auferlegten, dem Gatten in die Gruft zu folgen, wunderte sich niemand über diese Abschließung der jungen Frau.

Adriana hatte ihren Gatten nie geliebt.

Schwächlichen Körperbaues und ewig um seine Gesundheit besorgt, hatte er, der sogar auf seinen eigenen älteren Bruder eifersüchtig war, sie während der ganzen vier Jahre unterdrückt und gequält. Er hatte seinem Bruder durch seine Heirat ein bitteres Unrecht angetan und war sich dessen auch bewußt. Es herrschte hier noch der althergebrachte Brauch, daß von den Söhnen der wohlhabenden Familien nur einer, der älteste, heiraten durfte.

Cesare Braggi, der ältere Bruder, hatte nie zu verstehen gegeben, daß er über dieses Unrecht ungehalten gewesen wäre. Vielleicht deshalb nicht, weil der Vater vor seinem Tode verfügt hatte, daß Cesare das Familienoberhaupt bleiben müsse, und sein jüngerer Bruder ihm auch nach seiner Hochzeit Gehorsam schuldig sei.

Bei ihrem Einzug in das altehrwürdige Haus der Braggi hatte Adriana eine gewisse Demütigung empfunden, da sie sich dem Schwager unterstellt sah. Ihre Lage war noch peinlicher geworden, als ihr Gatte selbst in einem Eifersuchtsanfall bedeutet hatte, Cesare habe noch vor ihm die Absicht gehabt, sie zu heiraten.

Nach dem Tode ihres Gatten war Adriana bei dem bloßen Gedanken erschrocken, mit dem Schwager allein im Hause leben zu müssen. Sie hatte ja die zwei Kleinen, die in den vier Jahren der Ehe geboren worden waren, doch hatte sie dem Schwager gegenüber ihre mädchenhafte Schüchternheit nie ablegen können.

Da forderte Cesare Braggi in edler Zuvorkommenheit ihre Mutter auf, zur verwitweten Tochter zu ziehen. So hatte Adriana, von der unerträglichen Tyrannei des Gatten befreit, in Gesellschaft ihrer Mutter, wenn auch nicht ihren Frieden ganz wiedergewonnen, so doch ihr Inneres halbwegs beruhigen können.

Mit voller Hingebung widmete sie sich der Erziehung ihrer beider Söhne und ließ ihnen alle Liebe und Sorgfalt zuteil werden, die sie ihnen während ihrer unglücklichen Ehe nicht hatte spenden können.

Als schließlich ihre Mutter starb, war das für sie ein furchtbarer Schlag. Sie hatte ihre einzige Gesellschaft verloren. Solange die Mutter noch neben ihr lebte, konnte sie sich jung fühlen, nach deren Tode, mit den zwei erwachsenen Söhnen — der eine war sechzehn, der andere vierzehn — kam sie sich alt vor.

Eines Tages verspürte sie ein unbestimmtes Unbehagen, eine gewisse Müdigkeit, einen Druck in der Schulter und in der Brust. Und durch den ganzen linken Arm zuckte ein Schmerz, der zuweilen stechend wurde und ihr den Atem benahm.

Es wurde der alte Hausarzt berufen, der bestürzt vor sich hinblickte, als er den Bericht über die Symptome hörte, die sich eingestellt hatten. Und seine Bestürzung wurde noch größer, als er die Kranke einer langen und gewissenhaften Untersuchung unterzog. Er riet Braggi, mit der Schwägerin gleich nach Palermo zu fahren, und gab ihm offen zu verstehen, daß er einen inneren vielleicht sogar unheilbaren Geschwulst befürchte.

Aber es war unmöglich, gleich zu fahren. Adriana hatte kein einziges Kleid, mit dem sie sich in der Öffentlichkeit hätte zeigen und reisen können. Man mußte nach Palermo schreiben, um rasch das Nötige zu besorgen.

Sie versuchte sich zu widersetzen, indem sie dem Schwager und den Söhnen versicherte, daß sie sich doch gar nicht so elend fühlte, und eine Menge Schwierigkeiten geltend machte, aber der Schwager und die Söhne lachten dazu.

Die Ankunft der Kleider und Hüte aus Palermo war für die Kinder ein Fest.

Als sie das eine Kleid anlegte und sich im Spiegel besah, wurde sie von einem heftigen Gefühl der Scham erfaßt. Das Kleid gab ihr die Schlankheit und das Aussehen eines Mädchens. Sie fühlte sich schon alt und sah sich plötzlich wieder jung, schön, ganz verändert.

Die Kinder waren von der plötzlichen Veränderung der Mutter geblendet. Als der Schwager dazukam, lächelte er über Adrianas Verschämtheit: „Es paßt dir doch herrlich!“ sagte er und wurde wieder ernst. „Laß dich ansehen!“

Sie zwang sich, ruhig zu erscheinen. Doch ihre Brust hob und senkte sich rasch und verriet die innere Aufregung, die seine genaue und ruhige Betrachtung in ihr hervorrief.

„Es kleidet dich wirklich gut . . .“

Die Abfahrt wurde für den nächsten Morgen festgesetzt. Allein mit ihm.

Zum erstenmal fuhr sie in einem Zug. Sie zwang sich, den Kopf ununterbrochen von einem Fenster zum anderen zu wenden, und doch war sie bestrebt, keinen der vielen Gegenstände zu versäumen, auf denen ihr Auge zum erstenmal ruhte. Sie zwang sich, ihre Verwunderung zu verbergen, ihre Neugierde zu meistern, die sie andrerseits wachhalten wollte, um über das Schwindelgefühl hinwegzukommen, das ihr das gleichmäßige Dröhnen der Räder und das Vorbeisausen von Hecken, Bäumen und Hügeln verursachte.

Als sie am nächsten Tag in Palermo nach der langen Untersuchung durch den Primararzt die Treppen hinabstieg, verstand sie sehr wohl den Zwang, den sich der Schwager auferlegte, um seine Bestürzung zu verbergen, die übertriebene Sorgfalt, mit der er sich nochmals über die Art erkundigt hatte, in der die vorgeschriebene Arznei zu gebrauchen war, und die Miene, mit der ihm der Arzt geantwortet hatte. Und sie erriet, daß die Giftmischung, die sie tropfenweise zweimal täglich vor den Mahlzeiten einnehmen mußte, nichts anderes als eine fromme Täuschung oder die Wegzehrung für eine langsame Agonie war.

Und doch . . . Vom Äthergeruch, der im Hause des Arztes überall verbreitet war, noch halb betäubt, trat sie aus dem Schatten des Hausflures auf die Straße, von der untergehenden Sonne geblendet, unter einen flammenden Himmel, der von der See her einen leuchtenden, rotrandigen Dunstschwaden über den langen Corso zu schleudern schien. Und sie sah zwischen den Wagen durch in dem goldenen Leuchten das Gewimmel der lärmenden Menge, auf deren Kleidern und Gesichtern sich purpurnes Licht spiegelte, die strahlenden Schaufenster, die bunten Schilder, und alle ihre wie im göttlichen Rausch lodernden Sinne fühlten das Leben. Das Leben, und nur das Leben, und kein flüchtiger Gedanke mahnte sie an den nahen, unvermeidlichen Tod. An den Tod, der schon in ihr keimte, versteckt unter dem linken Schulterblatt, wo sie hin und wieder ein heftiges Stechen spürte.

Sie bestiegen einen Wagen und fuhren der leuchtenden, blendenden Wolke entgegen.

Welch ein Abend wurde dies für Adriana im „Chalet“ am Meere, unter dem Mond, angesichts des erleuchteten Foro, zwischen dem Geruch der Algen und dem Duft der Blumen! Wie in einem überirdischen Zauber verloren, fühlte sie sich weit, weit auch von sich selbst, ohne Gedächtnis, Bewußtsein, Gedanken, in einer unendlichen Traumferne.

Der Eindruck dieser unendlichen Weite überfiel sie noch deutlicher am nächsten Morgen, als sie durch die endlosen einsamen Alleen des Parkes der Favorita fuhren, da sie plötzlich mit einem tiefen Seufzer aus jener Ferne zu sich zurückfinden und so diese Ferne ermessen konnte, ohne jedoch den Zauber zu brechen oder den Rausch des Sonnentraumes zwischen den Blumen zu stören.

Unwillkürlich wandte sie sich, um den Schwager anzusehen, und lächelte ihm dankbar zu. Doch sogleich erweckte in ihr dieses Lächeln ein Mitleidsgefühl für sich selbst, die zum Tode verurteilt war, gerade jetzt, da sich ihren erstaunten Augen solch mannigfache wunderbare Schönheiten offenbarten. Jetzt, da sie das Leben erblickte, wie es auch für sie hätte sein können, wie es so vielen Wesen beschieden war. Und sie fühlte, daß es vielleicht eine Grausamkeit gewesen war, sie reisen zu lassen.

Bald darauf, als der Wagen am Ende einer einsamen Allee hielt, stieg sie, von ihm gestützt, aus, um sich in der Nähe den Herkulesbrunnen anzusehen. Dort, vor dem Brunnen, unter dem tiefen Kobaltblau des Himmels, das um das blendende Marmorbild des Halbgottes auf der hohen, inmitten des weiten Beckens ragenden Säule beinahe schwarz schien, neigte sie sich vor, um in das glasklare Wasser zu blicken. Ein großes Schweigen der Verwunderung weitete ihren Geist. Sie fühlte, daß sie in diesem Augenblick aus der Ewigkeit schöpfte, daß sie ein klares, unbegrenztes Bewußtsein aller Dinge, ein Bewußtsein der Unendlichkeit erlangte, die sich in der Tiefe der geheimnisvollen Seele verbirgt. Daß sie gelebt hatte, und daß ihr dies genügen könnte, weil sie in einem Augenblick, in jenem Augenblick, ewig gewesen war.

Sie schlug dem Schwager vor, am selben Tage wieder abzureisen.

„Aber nein, warum denn?“ rief er. „Du kommst mit mir nach Neapel. Vorsichtshalber werden wir dort noch einen anderen Arzt zu Rate ziehen.“

„Nein, Cesare. Laß mich nach Hause zurückkehren. Es ist ja zwecklos!“

Schließlich fügte sie sich seinem Wunsche. Aber sie hatte Angst vor dem vielen Meer, das zu überschreiten war. Sie fühlte den Atem stocken, als sollte sie es schwimmend durchmessen . . .

Am selben Abend schifften sie sich nach Neapel ein.

Kaum hatte sich das Schiff von dem Anlegeplatz entfernt, um aus dem Hafen zu gleiten, legte sich in ihr die Verwirrung. Doch als dann alles allmählich kleiner wurde, die Leute am Ufer, die immer noch mit den Taschentüchern winkten, das Ufer selbst, die Häuser, bis schließlich die ganze Stadt im Rund der grauen, rötlich angehauchten Berge zu einem weißen, nebligen Streifen wurde, in dem einzelne Lichter schwach blinkten und kaum angedeutete Streifen auf die leise zitternde Flut warfen, verirrte sie sich neuerdings in einen Traum. In einen ganz wunderbaren Traum. Er weitete ihre Augen vor Schrecken immer mehr, je weiter sie in die beiden Unendlichkeiten von Meer und Himmel drang.

Er lächelte über diese Ängstlichkeit, forderte sie auf, sich zu erheben, und indem er mit einer Vertraulichkeit, die er sich bisher nie erlaubt hatte, seinen Arm unter den ihren schob, führte er sie auf Deck, um ihr die mächtigen blinkenden Stahlkolben zu zeigen, die die Schiffsschraube in Bewegung setzten.

Aber Adriana konnte dem heißen Hauch, dem öligen Geruch, der aus dem Maschinenraum drang, nicht standhalten und war nahe daran, zusammenzubrechen. Sie wankte und lehnte den Kopf an seine Schulter. Doch ermannte sie sich gleich, entsetzt über die Schwäche, der sie zu erliegen drohte.

Wieder fragte er sie besorgt: „Fühlst du dich krank?“

Sie verneinte mit einem Kopfschütteln. Arm in Arm schritten sie langsam gegen Achterdeck, um das lange phosphorierende Kielwasser, in dem smaragdene Perlen tanzten, zu betrachten und den mit Sternen besäten Himmel, zu dem der ungeheure Schlot unentwegt den dichten, trägen, von der Maschine glühend erleuchteten Rauch emporfauchte. Um den Zauber zu vervollständigen, tauchte aus dem Meere der Mond empor. Erst im Nebel des Horizonts wie eine unheimliche blutrote Feuerfratze, die drohend hochkroch, um in der erschreckenden Stille auf ihr Wasserreich zu spähen. Dann allmählich erblassend und sich in seinem weißen Licht, das ein endloses silbernes Netz über die zitternde See warf, deutlich verkleinernd. Und mehr denn je fühlte Adriana in sich den Schrecken über das Glücksgefühl, das sie ergriff und unwiderstehlich zwang, ihr Antlitz an Cesares Brust zu verbergen.

Es war in Neapel, in einem kurzen Augenblick, als sie aus einem Konzert-Café traten, in dem sie gespeist und den Abend verbracht hatten. Als Cesare ihr den Arm bot, erhaschte er plötzlich unter ihrem schwarzen Hut das Aufleuchten eines glühenden Blickes, und augenblicklich und ganz unbewußt drückte er mit dem Arm ihren Arm an seine Brust. Das war alles. Der Brand loderte hell auf.

Im Dunkel des Wagens, der sie in das Hotel zurückbrachte, eng umschlungen, Mund an Mund, sagten sie in wenigen Augenblicken einander alles, all das, was er eben in einem Blick, in einem Aufleuchten ihrer Augen erraten hatte: ihr ganzes Leben während so langer Jahre schweigender Qual. Sie erzählte ihm, wie sie ihn immer, ohne es zu wissen, geliebt hätte. Und er, welches Verlangen er in seiner Jugend nach ihr gehabt, wie sehr er sich gesehnt, sie zur Seinen zu machen!

Es wurde eine Liebesraserei, bis zum Äußersten gesteigert durch das Bestreben, sich in den wenigen Tagen, die ihnen das über Adriana gefällte Todesurteil noch gewährte, für all die verlorenen Jahre, für all die erstickte Glut, für all das verborgene Liebesfeuer schadlos zu halten.

Sollte sie ihn an sich ketten, wo ihr doch nur mehr einige Tage des Lebens beschieden waren? Nein, nein! Liebe, nur Liebe, hinreißende, tolle Liebe während dieser kurzen Reise! Liebesreise ohne Rückkehr, Liebesreise in das Reich des Todes!

Sie konnte nun nicht mehr nach Hause fahren, nicht mehr vor ihre Söhne treten. Sie hatte es vorausgeahnt. Sie hätte gewußt, daß sie, sobald sie das Meer überschritten hätte, vernichtet sein würde. Und nun, fort, fort, sie wollte fortgehen, weiter hinauf, weiter fort, in seinen Armen, blind, bis in den Tod.

So durchwanderten sie Rom, dann Florenz, Mailand, ohne etwas außerhalb ihrer Liebe zu sehen. Der Tod, der in ihr lauerte, peitschte sie immer weiter, steigerte immer mehr ihre Leidenschaft. Den letzten Tag in Mailand, kurz vor der Abfahrt nach Venedig, sah sie sich im Spiegel: Sie war ganz zerstört.

Als sich ihr nach der nächtlichen Fahrt in der Stille des Morgengrauens stolz und schwermütig das Traumbild der aus dem Wasser ragenden Stadt bot, begriff sie, daß ihr Schicksal sie erreicht hatte, daß dort ihre Reise zu Ende sei.

Aber sie wollte ihren Tag in Venedig erleben. Bis zum Abend, bis in die Nacht hinein auf den stillen Kanälen in der Gondel. Die Nacht über blieb sie wach, mit einem seltsamen Eindruck: Es war ein samtener Tag gewesen.

Samt der Gondel? Samt der schattigen Kanäle? Wer weiß! Samt des Sarges.

Kaum war Cesare am nächsten Morgen ausgegangen, um einige nach Sizilien geschriebene Briefe aufzugeben, betrat sie sein Zimmer. Auf dem Tischchen erblickte sie einen aufgerissenen Briefumschlag. Sie erkannte die Schriftzüge ihres ältesten Sohnes: Sie führte den Umschlag zu Munde und küßte ihn verzweifelt. Dann kehrte sie in ihr Zimmer zurück, nahm aus der Ledertasche das noch unberührte Fläschchen mit dem Gift, das ihr der Arzt in Palermo verschrieben hatte, und leerte den Inhalt auf einen Zug.

(Berechtigte Übersetzung von Karl Georg Asperger.)

Von Ruhm und Berühmten.

Von **Rudolf Presber.**

Der Ahnherr.

Zur Zeit von Karl August und Goethe hatte der Hofschuster in Weimar einen Schusterbuben, der hieß Fritz Leubus. Der durfte die Tanzschuhe zur Frau Geheimrat von Goethe tragen, die gern tanzte. Auch dem Geheimrat ist er einmal auf der breiten Treppe begegnet. Dieser Fritz Leubus wurde später selbst Schuhmachermeister und ging nach Berlin und brachte es zu was.

Sein Sohn erzählte gern, daß sein Vater als junger Bursch im Goethehause in Weimar „ein- und ausgegangen“ sei.

Sein Urenkel ist jetzt Generaldirektor einer großen Schuhfabrik. Er hat eine schöne Villa in Dahlem und gibt große Gesellschaften. In seinem fabelhaft ausgestatteten Arbeitszimmer hängt über dem Diplomatenpult eine goldgerahmte Silhouette: ein würdiger Herr mit hoher Krawatte und gelegten Seitenlocken.

„Mein Urgroßvater“, erklärt der Hausherr so gern, „ein angesehener Bürger von Weimar. Mit keinem Kavalier hat die Frau Geheimrat von Goethe so gern getanzt wie mit ihm. Unter uns: Goethe soll ein wenig eifersüchtig gewesen sein.“

*

Beim Unrechten.

Bei dem begüterten Herrn Löwe im Grunewald erschien kürzlich ein großer stattlicher Mann mit rötlichem Vollbart. Er war in abgerissener Kleidung, ausgetretenen Schuhen und bat um eine Unterstützung.

Mit großer Redegewandtheit erzählte er eine lange Geschichte, wozu er unzählige fettige Papiere, mit ebensoviel Stempeln wie Fingerabdrücken versehen, ausbreitete.

Seit Generationen, erzählte er mit einem schönen, nur zuweilen vom Husten unterbrochenen Pathos, kämpfe seine Familie für ihr gutes Recht. Er stamme nämlich, wie seine Papiere einwandfrei ergäben, direkt vom Kaiser Friedrich I. ab, der bei der Belagerung von Mailand an einer Norditalienerin Gefallen fand, eben seiner Ahnfrau. Von ihr habe der Erzähler auch die schwarzen Augen geerbt — während der rotblonde Vollbart, die Figur und Haltung das Erbteil des großen Kaisers sei. Hoffentlich werde die Republik gerechter sein, als es das Kaiserreich war. Aber Eingaben, Advokaten und all sowas koste viel Geld, sehr viel Geld. Und so erwarte er von dem gerechten Sinn edler Menschen, unter anderm von dem Edelsinn des rühmlichst bekannten Herrn Löwe — —

Herrn Löwes Gesicht zeigte während dieser Rede des heruntergekommenen Enkels des großen Ahnherrn eine schmerzliche Trübung der Züge. Als der rothaarige Staufe eine Pause machte, sagte bedauernd Herr Löwe:

„Was für ein Pech, werter Herr, daß Sie gerade zu mir kommen. Ich heiße Löwe — Sie wissen —, und ich bin ein direkter Nachkomme von Heinrich, dem Löwen, Herzog von Bayern und Sachsen. Wenn es mir nicht zu mühsam wäre, könnt' ich's so gut beweisen, wie Sie Ihre Abstammung. Aber Sie werden zugeben“ — das sprach Herr Löwe mit verstärkter, entrüsteter Stimme — „werden zugeben: was Ihr Herr Großvater meinem Großvater angetan hat in Erfurt mit Acht und Bann und all so was — nein, nein — und wenn ich alles vergessen könnte — das nicht!“

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.